SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

NOVEMBER 2021
NR. 89

Bild: JMW, Navina Verheyen

3
LARS UMANSKI – VIZE-PRÄSIDENT DER JSUD

8
MUSEUMSSTRATEGIE 2024

12
BUNT – DER FILM »#JÜDISCH«

16
NEU: WORKSHOP ZU JÜDISCHEN BIOGRAFIEN

22
ZU BESUCH IN WÄHRING

28
KINDERSEITE ZUM FUSSBALL

UND MEHR…

Das Provenienzforschungsprojekt am Jüdischen Museum Westfalen kommt Ende November zum Abschluss. Was dabei herauskam, welche Schwierigkeiten sich dabei stellten und welche Erfolge das Projekt erzielt hat, lesen Sie auf **Seite 13.**

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Editorial

Hat sich das 1700-Festjahr gelohnt? Ich meine ja. Die vielen öffentlichen Diskussionen, gerade um Sinn und Unsinn eines solchen Festjahres, haben die jüdische Vielfalt in Deutschland sichtbarer gemacht und ihr eine Stimme verliehen. Dabei fielen durchaus kritische Voten bezüglich der deutschen Erinnerungskultur und der Wahrnehmung von Juden und Jüdinnen als »anderen«. Diesen Einsichten müssen aber Taten folgen, etwa bei Gedenkveranstaltungen, auch im nächsten Jahr und danach, damit das Jahr gewirkt hat.

Die Fülle an Veranstaltungen überall im Land hat bestimmt auch dazu beigetragen, dass sich viele Nichtjuden Juden und Jüdinnen und jüdischen Themen unter anderen Vorzeichen, vielleicht mit mehr Leichtigkeit, aus einer neuen Perspektive nähern, und so Schwellenängste abbauen konnten. Ich erinnere mich an eine Konzertbesucherin im Rahmen der Kulturtage, die mir sagte, sie sei zum ersten Mal im Jüdischen Museum, obwohl sie gleich um die Ecke wohne. Vielleicht besucht sie uns das nächste Mal, um mehr über die jüdische Geschichte ihrer Heimat zu erfahren.

Dies sind kleine Schritte angesichts eines stärker werdenden Antisemitismus, der in diesem Jahr auch in NRW besonders sichtbar wurde, als im Zuge der Proteste gegen die Politik Israels im Gaza Juden und Jüdinnen mehrfach bedroht und beleidigt wurden, oder bei der Vereitelung eines Anschlags auf die Hagener Synagoge. Kulturveranstaltungen und persönliche Begegnungen sind enorm wichtig, um Stereotype zu korrigieren und Vorurteile abzubauen, und solche Erfahrungen können mittel- und langfristig Einstellungsänderungen bewirken. Sie entlassen aber weder die Politik, noch die Justiz, noch das Bildungswesen und auch nicht jede*n einzelne*n von uns aus der Verantwortung, antisemitisch-begründete Ausgrenzung, Stigmatisierung und Gewalt beim Namen zu nennen und sich mit allen Kräften dagegen einzusetzen.

Kathrin Pieren

Start des Projektes »Sammlungen für das 21. Jahrhundert«

Das Jüdische Museum Westfalen soll eine eigene Sammlungswebsite mit Informationen und Bildern zu seinen ungefähr 1.500 Objekten erhalten. Diese wird interessierten Laien wie Fachpersonen zum ersten Mal den virtuellen Zugang zu allen Alltagsobjekten, Judaica, Dokumenten, Bildern und Büchern im Jüdischen Museum eröffnen. Möglich macht dies die großzügige Spende eines anonymen Stifters.

Das Anfang November 2021 gestartete Projekt ist allerdings kein reines Digitalisierungsprojekt, sondern trägt auch zur nachhaltigen Bewahrung und Dokumentation der Sammlungen bei. Kein Gegenstand ist unmittelbar von Zerstörung bedroht, aber viele Dinge (Dokumente, Fotos, Drucke, Kultobjekte aus Metall) sollen noch besser gelagert werden, etwa in säurefreiem Papier, um auch langfristig keinen Schaden zu nehmen.

In einem zweiten Schritt sollen die Katalogeinträge detaillierter und die Begrifflichkeit in der Sammlungsdatenbank vereinheitlicht werden. Die bisherige Adlib-Datenbank wird außerdem durch die neue und erweiterte Software Axiell Collections ersetzt, wohin auch der gesamte Bibliothekskatalog migriert wird. Die Fusion der beiden Kataloge in einer einzigen Datenbank wird hoffentlich dazu beitragen, dass die umfangreiche Museumsbibliothek vermehrt genutzt wird.

In einem dritten Schritt werden die Objekte fotografiert und die Dokumente gescannt. Ende April 2023 soll dann die Sammlungswebsite lanciert werden. Das Projekt wird von Kurator Thomas Ridder geleitet. Eine Restfinanzierung wird noch gesucht.

Kathrin Pieren

Depot des Jüdischen Museums
Bild: JMW, Thomas Ridder

»Wir wollen ein positives Narrativ von Juden*Jüdinnen fördern«

Lars Umanski, Vizepräsident der Jüdischen Studierendenunion Deutschland, über sich und sein politisches Engagement

Herr Umanski, seit 2019 sind Sie Vizepräsident der Jüdischen Studierendenunion Deutschland. Was sind die Anliegen der JSUD?

Wir sind eine autonome Organisation innerhalb des Zentralrats der Juden in Deutschland und unterstützen die Jüdischen Studierendenorganisationen in unterschiedlichen Regionen Deutschlands sowie an den verschiedenen Hochschulen. Unser Anspruch ist es, die circa 25.000 deutschen Juden*Jüdinnen zwischen 18 und 35 Jahren zu vertreten. Wir vertreten zwar in erster Linie die Studierenden, setzen uns aber für die Anliegen aller jungen Juden und Jüdinnen ein.

Wir sind zunächst politische Interessenvertreter*innen. Wir bekämpfen den Antisemitismus und andere menschenverachtende Ideologien und setzen uns ein für Feminismus, die Rechte von LGBTQI* und für eine gelebte kulturelle Diversität. Wir tun dies via Petitionen, politisches Lobbying, Informationskampagnen und Aktionstagen.

Ein konkretes Anliegen ist zum Beispiel, dass die Hochschulen keine Prüfungen an den Hohen Feiertagen wie Jom Kippur und Rosch Haschanah durchführen, ein Problem, das wir vor allem aus der Medizin kennen. Aber wir übernehmen auch soziale Aufgaben. Letzten Herbst unter dem Lockdown stellten wir am Mitzvah-Day Care-Pakete mit Hygieneprodukten zusammen, die wir an Bedürftige, etwa Menschen in Altersheimen und Obdachlose, abgaben.

Es ist der JSUD ganz wichtig darauf hinzuwirken, dass Juden und Jüdinnen nicht auf die Opferrolle festgelegt werden und das gesellschaftliche Bild vom Judentum nicht von den ewig gleichen Narrativen Antisemitismus – Shoa – Nahostkonflikt bestimmt wird. Mit Veranstaltungen wie etwa der vor Corona gestarteten jüdischen Campuswoche, die nun wiederaufgenommen werden soll, wollen sie mittels Diskussionsabenden, Konzerten, gemeinsamem Essen zeigen, wie Juden und Jüdinnen heute in Deutschland leben, und damit ein positives Narrativ fördern.

Welches sind Ihre persönlichen Anliegen?

Mein zentrales Anliegen, und das ist auch meiner Organisation sehr wichtig, ist die Ausbildung von jungen Menschen. Stichwort: Antisemitismusprävention. Es gibt immer noch viele Leute, auch wenn dies in Berlin weniger häufig passiert als in meiner ungleich kleineren Heimatstadt Unna, die mir sagen, ich sei der erste Jude, den sie kennenlernen. Wenn das erst an der Universität passiert, haben die Leute schon ein deutlich gefestigteres Bild von Juden und Jüdinnen. In der Schule kann man dieses Bild aber noch beeinflussen.

Heutzutage werden Juden*Jüdinnen im Unterricht auf die Zeit zwischen 1933 (da treten sie »plötzlich« in der deutschen Geschichte auf) und 1945 (da sind sie alle tot) reduziert. Viele Deutsche haben wenig Ahnung davon, wie stark die deutsche Kultur von Juden und Jüdinnen geprägt wurde und wird. Sie wissen auch nicht, dass Deutschland heute die drittgrößte jüdische Gemeinschaft Europas hat. Da muss sich etwas in der Lehrerbildung und in den Lehrbüchern ändern.

Als Jura-Student ist mir Aufklärung zu Antisemitismus und Rassismus in der Rechtsprechung wichtig, diese sollte zum Pflichtfach werden für angehende Beschäftigte in Polizei und Justiz. Damit würden Gerichtsurteile wie der Entscheid des Oberlandesgerichtes in Düsseldorf von 2017, der Brandanschlag auf die Synagoge in Wuppertal 2014 als Protest gegen die Israelpolitik im Gaza sei nicht antisemitisch motiviert gewesen, nicht mehr möglich.

Nun zu Ihrer Person, Sie kommen ursprünglich aus dem westfälischen Unna und leben nun in Berlin. Wie unterschiedlich ist das Leben hier und dort?

In Unna war und bin ich stark in der liberalen Gemeinde engagiert. Ich war auch aktiv in der Jugendorganisation Emuna der Jüdischen Gemeinde in Dortmund und in »Jewrovision«, bei der ich auch oft als Teilnehmer mitgewirkt habe. Unna hat ungefähr 60.000 Einwohner*innen. Die Kleinräumigkeit macht die Beziehungen familiärer, man kennt sich. Berlin ist eine große Stadt mit einem internationalen Anspruch. Es gibt mehrere Synagogen, einschließlich einer sephardischen und einer Masorti-Gruppe, und weitere Denominationen. Es gibt etliche Kulturorganisationen und Angebote wie etwa Food- oder Filmfestivals oder die LGBTQI*-Organisation Keshet Deutschland. Es gibt eine lebendige israelische Kunstszene und die Diversität jüdischen Lebens ist schlicht-

Bild: Rina Gechtina

Lars Umanski wurde 1997 in der Ukraine geboren und wuchs im westfälischen Unna auf. Seit 2017 studiert er an der Humboldt-Universität in Berlin Jura, seit 2019 ist er Vizepräsident der JSUD. Er interessiert sich für Geschichte und Politik und will sich auch in Zukunft politisch betätigen. Lars spielt Klavier und singt; mit seiner Klezmermusik tritt er auch öffentlich auf.

»Wenn man über deutsches Judentum spricht, muss man auch über Menschen wie mich sprechen.«

weg viel größer. Das macht freier, ich lerne immer wieder neue Juden*Jüdinnen kennen und finde überall Gleichgesinnte.

Was halten Sie vom 1700-Festjahr? Was hat es gebracht?

Ich fand es im Großen und Ganzen positiv, aber ich befürchte, dass das Jahr nicht nachhaltig ist. Einmalige Veranstaltungen genügen nicht, man kommt nicht darum herum, die Bildung zur jüdischen Geschichte und Gegenwart in den Schulen zu verbessern.

Bis in die 1990er Jahre war jüdisches Leben in der Öffentlichkeit kaum präsent, dies hat sich mit dem Zuzug der sogenannten Kontingentflüchtlinge geändert; es ist kein Zufall, dass die Studierendenunion erst 2016 gegründet wurde. Die Generation meiner Eltern fühlt sich noch heute fremd in Deutschland, die jüngeren Generationen sind Deutsche, sind hier zuhause und die meisten wollen auch bleiben. In der Ukraine ist es viel selbstverständlicher jüdisch zu sein. Das muss hier auch selbstverständlich werden.

Wenn Sie sich etwas wünschen könnten, was wäre es?

Ich würde mir wünschen, dass man nicht vergisst, dass 90% der deutschen Juden*Jüdinnen einen Migrationshintergrund haben. Ich zum Beispiel fühle mich mit der Ukraine verbunden, meine Muttersprache ist Russisch, und ich verstehe auch Ukrainisch, dort heimisch fühle ich mich aber nicht. Wenn man über deutsches Judentum spricht, muss man auch über Menschen wie mich sprechen. In den 1990er Jahren waren diese neuen kulturellen Facetten in Deutschland nicht so willkommen, heute ist das ein schönes Potenzial für ein diverses Miteinander.

Fragen: Kathrin Pieren

JÜDISCHE STUDIERENDENUNION DEUTSCHLAND
JSUD

Die Jüdische Studierendenunion Deutschland (JSUD) mit Sitz in Berlin wurde 2016 gegründet und ist gemäß Satzung »die bundesweite Vertretung jüdischer Studierender und junger jüdischer Erwachsener in Deutschland«. Die Union setzt sich gegen jede Form der Diskriminierung, insbesondere gegen Antisemitismus, ein und für den Dialog mit anderen Kulturen und Glaubensrichtungen. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Sensibilisierung und Information der nicht-jüdischen Öffentlichkeit zu jüdischen Themen.

Jüdisches Leben

Aus den jüdischen Gemeinden und Organisationen

RECKLINGHAUSEN

Im Rahmen der diesjährigen »Hohen Feiertage«, nämlich am 12. September, hat die Jüdische Gemeinde Recklinghausen erstmals seit Jahrzehnten eine neue Tora-Rolle feierlich eingeweiht – zum ersten Mal seit 1945 für diese Gemeinde speziell angefertigt. Die Geldmittel für diesen Schritt hatte die Gemeinde in den letzten Jahren bei 300 Spendenden eingeworben; in einer weiteren symbolischen Rolle im Eingangsbereich des Gemeindezentrums sind die Namen der Spender*innen (Privatpersonen, Firmen und Institutionen) dokumentiert worden. Die Tora wurde bereits anlässlich des 190. Gemeinde-Jubiläums in Auftrag gegeben und sollte eigentlich schon letztes Jahr übergeben werden. Mit einem feierlichen und fröhlichen Umzug wurde die in Jerusalem von Hand geschriebene und mehr als 35 m lange Torarolle in die Synagoge gebracht. Leider konnte dieser wichtige Schritt wegen der Covid-Pandemie nur in einem kleinen Kreis geladener Gäste gefeiert werden: Vor Ort wurden dann, wie die Tradition es vorsieht, die letzten Buchstaben eingefügt.

Umzug mit der neuen Torarolle. Bild: Jüdische Kultusgemeinde Kreis Recklinghausen

GELSENKIRCHEN

Die Corona-Pandemie hat so manche Jubiläums-Feier ins Wanken gebracht; auch das 150-jährige Gemeindejubiläum der jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen konnte im letzten Jahr nicht begangen werden. Also wurden nun 151 Jahre begangen, denn im August 1870 wurde erstmals schriftlich festgehalten, dass die

Gründung einer eigenständigen Synagoge in Gelsenkirchen geplant war. In ihrer Festrede betonte die Oberbürgermeisterin der Stadt, Karin Welge, auch im Hinblick auf die antisemitische Demonstration vor der Synagoge im Mai 2021: »Diese Gemeinde hat eine mehr als bewegende Geschichte, mit extremen Höhen und Tiefen. Von Prosperität bis zu grausamer Verfolgung, Deportation und Vernichtung. Seien wir uns nicht zu sicher, dass die Geschichte sich nicht wiederholt. Sondern treten wir jeden Tag dafür ein, dass dies nicht geschieht.« Und die Gemeinde-Vorsitzende Judith Neuwald-Tasbach erklärte: »Die jüdische Gemeinde ist mitten in Gelsenkirchen zu Hause, sie ist ein aktiver Teil der Stadtgesellschaft geworden. Wir hoffen, dass wir trotz, oder besser gesagt, gerade wegen des immer lauter werdenden Antisemitismus und Rassismus gemeinsam eine gute Zukunft miteinander gestalten können.« Aus diesem Anlass entstand auch eine Ausstellung zur Gemeindegeschichte, die zunächst im Gelsenkirchener Gemeindezentrum gezeigt wird und später auf Wanderschaft gehen soll.

DORTMUND

Die jüdische Gemeinde in Dortmund hat nach sieben Monaten Vakanz einen neuen Rabbiner: Shlomo Zelig Avrasin trat im August 2021 sein Amt in Dortmund an. Er folgt auf Baruch Babaev, der im Dezember 2020 zurück nach Israel gegangen war. Damit steht den rund 3.000 Mitgliedern wieder ein Seelsorger zur Seite. Doch dieser wird voraussichtlich Verstärkung erhalten durch einen zweiten Rabbiner. Diese Pläne bestätigte Geschäftsführer Leonid Chraga: Die Gemeinde sei mittlerweile so groß und auch so intensiv mit der Stadtgesellschaft vernetzt, dass ein Rabbiner nicht alle Aufgaben und Verpflichtungen übernehmen könne. Zudem wird im kommenden Jahr auch die neue Jüdische Grundschule eröffnen.

Rabbi Shlomo Zelig Avrasin. Bild: Jüdische Kultusgemeinde Groß-Dortmund

Rabbiner Avrasin wurde 1971 in Lugansk (Ukraine) geboren. Er »entdeckte« seine jüdischen Prägungen anlässlich von Diskriminierungen während des Armeedienstes, studierte an der »Steinzaltz Yeshiva« in Moskau und ging 1993 nach Israel zur Rabbinerausbildung. Danach war er in Moskau – gemeinsam mit seinem Dortmunder Vor-Vorgänger Avichai Apel – in einem jüdischen Jugendzentrum tätig, später in den Gemeinden Warschau und Düsseldorf. Ab 2010 arbeitete er für Gemeinden der sog. Subbotniki (Sabbatiner) in Süd-Russland sowie an jüdischen Schulen in Lviv und Moskau. Avrasin kommt mit seiner Frau Moriah, einer ausgebildeten Erzieherin, und sieben Kindern ins Ruhrgebiet.

NEUSS

In Neuss und Umgebung gibt es viele Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, so dass schon länger über eine eigene Synagoge nachgedacht wurde. Im September 2021 konnte ein solcher Bau nun endlich eröffnet werden – und zwar unter hohen Sicherheitsvorkehrungen, da wenige Tage zuvor ein geplanter Anschlag auf die Hagener Synagoge bekannt geworden war. Das für diesen Zweck umgebaute KiTa-Gebäude, das bereits seit 2008 provisorisch genutzt wurde, enthält nun einen Betsaal für 80 Menschen und einen weiteren Saal für 130 Personen: »Der Beginn von mehr Jüdischkeit für die Stadt Neuss«, erklärte Rabbiner Vernikovsky aus diesem Anlass.

Am neuen Ort ausgestellt ist auch ein Toramantel aus der früheren Synagoge, der die Pogromnacht 1938 überstanden hatte und nun restauriert wurde. 83 Jahre nach der Nazi-Zerstörung der früheren Synagoge wurde eine Torarolle in den Bau eingebracht, der wie schon das bisherige Zentrum den Namen Alexander Bederovs trägt – eines 2012 verstorbenen Pioniers des Wiederaufbaus der letzten Jahre. Die Neusser Gemeinde wird eine Filiale der Düsseldorfer Gemeinde bleiben.

70 JAHRE ZENTRALWOHLFAHRTSSTELLE

Am 20. August 1951 wurde die »Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden« unter ihrem heutigen Namen »Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland« wiedergegründet. Dies erfolgte nach einem Beschluss des Zentralrats der Juden. Es war dringend notwendig, Strukturen der Sozialfürsorge und Wohlfahrtspflege wieder ins Leben zu rufen: einerseits, um eine sozialpolitische Vertretung der jüdischen Gemeinschaft zu schaffen, andererseits, um die Verwaltung der Entschädigungen und humanitären Hilfe besser koordinieren zu können. In den ersten Jahren ein »Ein-Mann-Betrieb« unter der Federführung von Prof. Dr. Berthold Simonsohn, war es zunächst die Aufgabe des Verbandes, humanitäre Hilfsgüter und Entschädigungszahlungen an die in Deutschland verbliebenen Überlebenden der Shoah weiterzuleiten. Heute engagiert sich die »ZWSt« – Kooperationspartner aller wichtigen Sozialverbände – bundesweit in den meisten Bereichen der sozialen Arbeit: von der Alten- und Jugendarbeit über Migrationsberatung, Inklusionsthemen und Fortbildung/Empowerment für die Gemeindearbeit bis zur Erinnerungsarbeit mit Shoah-Überlebenden und der Bildungsarbeit gegen Antisemitismus.

ADIRA – Mit Macht und Stärke gegen Antisemitismus

»Antidiskriminierungsberatung und Intervention bei Antisemitismus und Rassismus« ist die Aufgabe der Service- und Beratungsstelle ADIRA, die in Trägerschaft der jüdischen Gemeinde Dortmund ist. ADIRA ist nicht nur eine Abkürzung, sondern auch ein hebräischer Name, der mit Macht und Stärke verbunden wird. Knapp ein Jahr nach der Gründung im Oktober 2020 haben die Mitarbeitenden Johanna Lauke, Anna Ben Shlomo und Micha Neumann fast alle jüdischen Gemeinden in der Region Westfalen-Lippe besucht und ihr Angebot vorgestellt.

Am Freitag, den 17.09.2021, ein Tag nach Jom Kippur und leider auch ein Tag nach dem versuchten Anschlag auf die Synagoge in Hagen, konnte ich Micha Neumann in den Räumen von ADIRA für ein Gespräch besuchen. Immer wieder klingelt sein Telefon, denn die Presse fordert Statements zum Anschlag. Währenddessen wurde unten im Hof der Gemeinde die Sukka für Sukkot, das Laubhüttenfest, aufgebaut.

Für uns war es nicht die erste Begegnung, denn Micha Neumann ist ein bekannter Akteur in Dortmund: Er hat Soziale Arbeit studiert und beschäftigt sich schon lange mit den Themenbereichen Antisemitismus, Rassismus, Rechtsextremismus und deren Verflechtungen sowie mit Antidiskriminierungsarbeit und politischer Bildung. Bevor er zu ADIRA kam, arbeitete er beim Dortmunder Projekt Quartiersdemokraten, einer Fach- und Netzwerkstelle zur Rechtsextremismusprävention und Demokratieförderung im Stadtteil Dortmund-Dorstfeld. Johanna Lauke als Sozial- und Politkwissenschaftlerin und Anna Ben Shlomo mit einem Abschluss in Jüdische Studien komplettieren das Team von ADIRA. Mit Micha habe ich über die beiden Arbeitsbereiche von ADIRA gesprochen: Beratung und Unterstützung von Betroffenen sowie Prävention und Reaktion für Schulen, Verbände, Vereine, Behörden, Unternehmen.

Das Adira-Team. Von links: Johanna Lauke, Anna Ben Shlomo und Micha Neumann. Bild: Katharina Urban

Intervention. Beratung und Unterstützung von Betroffenen

Betroffene von antisemitischen Vorfällen und Straftaten aus ganz Westfalen, aber auch Betroffene von Diskriminierung aus Dortmund, wie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Sexismus usw., können sich an ADIRA wenden, wobei der Arbeitsschwerpunkt die Beratung bei antisemitischen Vorfällen ist. Johanna, Anna und Micha bieten ihnen einen Safer Space in den Räumen von ADIRA oder einem selbstgewählten Ort an, um über ihre Erfahrungen zu sprechen, hören zu und validieren ihre Erfahrungen. Denn Validierung, Anerkennung und Gedanken ordnen ist das, was die Betroffenen häufig als Erstes brauchen: Was genau ist passiert? Wo und wann? Wer war beteiligt? Wie geht es am besten weiter?

Eine sachliche Einordnung des Vorfalls ist grundlegend, denn oft sind Betroffene verunsichert, ob es sich tatsächlich um eine Form von Antisemitismus handelt, da dieser gegenwärtig in latenter Form oder zum Beispiel auch als Witz verschleiert wird, der antisemitische Stereotype reproduziert. Micha berichtet, dass sich Betroffene auch nicht melden, da sie Sorge haben, dass ihre Antisemitismuserfahrung nicht anerkannt und ernst genommen würde. Den Mitarbeitenden begegnen in ihrer Arbeit somit viele Formen von Verdrängungs- und Selbstschutzmechanismen.

Im Mittelpunkt steht immer der Wunsch der*des Betroffenen: In einigen Fällen soll der Vorfall nur gemeldet werden, in anderen Fällen kann es weitergehen und die Betroffenen möchten Maßnahmen ergreifen, wie eine psychologische oder juristische Beratung, eine Anzeige bei der Polizei oder Gespräche zwischen den Betroffenen und den Institutionen. Gleich, wie sich die Betroffenen entscheiden, Johanna, Anna und Micha begleiten und unterstützen sie so lange, wie sie es möchten. Sie haben Kontakte zu psychologischen und juristischen Beratungsstellen und bei Bedarf verfassen sie Briefe und begleiten Gespräche mit Arbeitgeber*innen, Schulleitungen o.ä. Hier geht es vor allem darum, an der Seite der Betroffenen zu stehen und ihre Perspektive einzubringen. Besonders wichtig ist es, ihnen ihre Handlungs- und Selbstsicherheit zurückzugeben, sie nicht mit ihrer Erfahrung allein zu lassen; es ist eine Möglichkeit der (Wieder)Selbstermächtigung, betont Micha Neumann.

Im Anschluss können die Mitarbeitenden dabei helfen, eine Strafanzeige zu stellen, falls gewünscht und möglich, sodass eine

strafrechtliche Verfolgung eingeleitet werden kann. Antisemitische Vorfälle liegen häufig unter der Strafbarkeitsgrenze und können juristisch nicht verfolgt werden – umso wichtiger ist die Meldung von Vorfällen daher bei spezialisierten Beratungsstellen, wie ADIRA oder SABRA (Servicestelle für Antidiskriminierungsarbeit – Beratung bei Rassismus und Antisemitismus), sowie Meldestellen, wie RIAS (Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus), die in diesem Jahr ihre Arbeit in NRW aufnimmt.

Prävention und Reaktion: Fachberatung von Schulen, Verbänden, Vereinen, Behörden und Unternehmen

Lehrer*innen, Arbeitgeber*innen und andere Personen können sich an die Mitarbeitenden wenden, wenn sie Antisemitismus oder Vorfälle von Diskriminierung beobachten oder ihnen vorbeugen wollen. ADIRA bietet eine Fachberatung und auch ein vielfältiges Bildungsangebot kostenlos in den jeweiligen Einrichtungen an. Micha Neumann beobachtet sowohl eine wachsende Sensibilität für Antisemitismus und Diskriminierung als auch steigendes Interesse an entsprechender politischer Bildungsarbeit. Es bestehe ein Wunsch nach Handlungsempfehlungen und ein Bedarf an Hilfe insbesondere bei Lehrkräften. Das Beratungs- und Bildungsangebot von ADIRA hilft, Schüler*innen ab Klasse 9 und Lehrkräften, Antisemitismus zu erkennen, gibt ihnen Handlungssicherheit und die Mitarbeitenden entwickeln mit ihnen Handlungsmöglichkeiten.

Nicht nur Schüler*innen und Lehrer*innen können das Angebot von ADIRA nutzen: Zum Ausbildungsstart im August nahmen ca. 300 Auszubildende der Stadt Dortmund im mittleren und gehobenen Dienst an Workshops teil, die ADIRA, U-Turn, die Quartiersdemokraten und die »Koordinierungsstelle für Vielfalt, Toleranz und Demokratie« der Stadt Dortmund gestalteten. Ein wichtiger Schritt, denn struktureller Antisemitismus und Diskriminierung betrifft jede Alters- sowie Berufsgruppe und entsprechende Hilfe und auch Wissen darüber sollte allen zugänglich sein.

Ein Jahr nach der Gründung konnte ADIRA bereits Vieles leisten, doch nach Michas Einschätzung ist noch einiges zu tun. Am besten breit gefächert, nachhaltig und mit vielen Kooperationspartner*innen, wie der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache, mit Schulen, Behörden und Unternehmen sowie möglicherweise auch durch eine Zusammenarbeit mit muslimischen Gemeinden, um eine intersektionale Arbeit zu ermöglichen.

Vanessa Eisenhardt

Kontakt

ADIRA – Antidiskriminierungsberatung und Intervention
bei Antisemitismus und Rassismus

Telefon: 0231/55 74 72 51

Mail: kontakt@adira-nrw.de
Web: https://adira-nrw.de/

Jüdische Gemeinde Dortmund
K.d.ö.R.
Prinz-Friedrich-Karl-Straße 9
44135 Dortmund

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

Redaktion: Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Dr. Norbert Reichling, Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer

Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

Email: info@jmw-dorsten.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag

Layout: Agentur 31M, Essen

Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen

Förderer: »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.

Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Datenschutz: Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonnent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz

Moderner, offener, verbundener…

… verspricht das Jüdische Museum in seiner ersten, auf drei Jahre angelegten Strategie zu werden

WARUM ÜBERHAUPT EINE STRATEGIE?

Das Jüdische Museum Westfalen besteht seit bald 30 Jahren. Noch sind wichtige langjährige Aktivist*innen in das Projekt involviert, aber ein Generationenwechsel ist abzusehen, außerdem haben sich sowohl die jüdischen Gemeinschaften Westfalens wie auch die Funktion von Museen in den letzten Jahren stark gewandelt, was eine Reflexion der Zielsetzungen und Arbeitsweisen erfordert. Obwohl der Trägerverein für das Museum immer klare, auch schriftlich festgehaltene Anliegen hatte, fehlte es außerdem an einer Strategie, bei der Ziele für einen bestimmten Zeithorizont definiert werden. Dies soll die Arbeit des Museums zielführender und effizienter machen.

WIE WURDE DIE STRATEGIE ENTWICKELT?

Obwohl das Jüdische Museum nicht groß ist, arbeitet es in verschiedenen Teams und kooperiert mit einer ganzen Reihe von Partnerorganisationen. Es wird auch von mehreren öffentlichen Körperschaften finanziell getragen. Diese Breite sollte sich in der Strategie niederschlagen.

In einem ersten Workshop machte sich das Kernteam an die Festlegung eines Leitbildes und mehrerer Ziele. Dazu erarbeitete es erst eine SWOT-Analyse, eine Analyse der Stärken und Schwächen der Organisation sowie der im Umfeld vorhandenen Risiken und Chancen. Danach beschäftigte sich der Vorstand des Trägervereins mit derselben Frage. Diese beiden Vorschläge wurden in einem kurzen Papier zusammengeführt. Auf die interne Konsultation mit dem Beirat des Museums und eine zweite Lesung im Vorstand folgte die externe Konsultation von Sponsoren, weiteren Museen, städtischen und anderen Partnern. Schließlich nahm der Vorstand den modifizierten Vorschlag an.

WAS STEHT DARIN?

Das Museum hat sich ein neues »Mission statement«, einen neuen Auftrag oder ein Leitbild, gegeben. Dies lautet folgendermaßen:

»Durch seine Forschungs-, Sammlungs-, Erinnerungs-, Ausstellungs- und Vermittlungstätigkeit lädt das Museum dazu ein, jüdische Religion und Kultur in Geschichte und Gegenwart aus regionaler Perspektive zu entdecken. Es weckt die Neugier und trägt dazu bei, Stereotype und Vorurteile nachhaltig abzubauen und Antisemitismus sowie andere menschenverachtende Denkweisen zu bekämpfen. Damit leistet es einen nachhaltigen Beitrag zur Stärkung der individuellen Persönlichkeit und Zivilcourage sowie zur gesellschaftlichen Solidarität und zum Demokratiebewusstsein.

Das Jüdische Museum Westfalen ist ein Raum der Begegnung, der Menschen aller Generationen und Kulturen zur Teilhabe und Interaktion einlädt. Es will ein Ort sein, der allen etwas bieten kann, und eine regionale Institution, die über die Region hinaus Akzeptanz und Anerkennung findet.«

Neben der Weiterführung seiner bisherigen erfolgreichen Arbeit in den Bereichen Demokratievermittlung und Antisemitismusbekämpfung sowie im Bereich Kunst- und Geschichtsausstellungen setzt sich das Museum die folgenden drei strategischen Ziele für die Jahre 2021–2024:

Professionalisierung der Organisation – Hier geht es darum, die personellen Ressourcen zu erhalten und wenn möglich leicht auszubauen und das Erscheinungsbild des Museums zu verbessern und Marketing und Öffentlichkeitsarbeit besser zu vermitteln.

Zeitgemäßes Wissensmanagement – Einerseits soll die Sammlung um die Gegenwart erweitert und digitalisiert werden, und anderseits soll ihre Aufbewahrung und Katalogisierung verbessert werden. Zudem soll die Provenienzforschung auch nach Abschluss des gleichnamigen Projektes verstetigt und die Forschung zum jüdischen Westfalen gefördert werden.

Erweiterung der Netzwerke und Besucherkreise – Ein zentrales Anliegen des Museums ist es, die weiterhin existierenden Schwellenängste der Besucher*innen mit einem erweiterten, niederschwelligen Angebot abzubauen und physische und andere Barrieren auszuräumen. Außerdem beabsichtigt es, die Zusammenarbeit mit jüdischen Gemeinden ebenso auszubauen wie mit Universitäten und mit Organisationen und der Dorstener Stadtgesellschaft.

IST DAS ALLES?

Nein, Ziele alleine reichen natürlich nicht aus. In einem letzten Schritt hat das Team in einem (internen) Aktionsplan eine ganze Reihe Projekte mit klaren Zeithorizonten und Zielvorgaben formuliert, mittels derer diese Ziele erreicht werden sollen. Ob das alles gelingt, wird zu sehen sein und hängt auch weitgehend vom Erfolg bei der Mittelbeschaffung ab, an Enthusiasmus und Willen fehlt es jedenfalls nicht.

Die Strategie wird auf der Website des Museums einsehbar sein.

Kathrin Pieren

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen
Strategie 2024

20 Jahre im Austausch mit den Besucher*innen

Edda Pontow kennt die Besucher*innen im Jüdischen Museum Westfalen wie niemand anderes – kein Wunder, denn seit 20 Jahren empfängt sie die Gäste im Foyer des Museums an der Rezeption.

Viel zu tun an der Rezeption, Bild: JMW

Am 1. November 2001 begann sie ihren Dienst im damals neu eröffneten Museum (26. August 2001), nachdem eine Freundin und Nachbarin ihr davon erzählt hatte, dass das Museum noch Unterstützung sucht. Ihr jüngster Sohn war damals 8 Jahre alt und ging zur Grundschule, für Edda Pontow genau der richtige Moment die Stelle anzutreten.

Was für ein Glücksgriff für das Museum, denn ihre Offenheit und zupackende Art ist genau die richtige Mischung für die Arbeit an der Rezeption. Edda Pontow und ihre Kolleginnen und Kollegen an der Rezeption decken einen großen Aufgabenbereich ab und ohne sie würde das Alltagsgeschäft nicht funktionieren: Sie sind für Besucher*innen und Anrufer*innen die erste Kontaktadresse. Sie erklären Besucher*innen das Haus. Lehrer*innen bekommen bei Anfragen zu Führungen und Workshops vom Rezeptionsteam erste Informationen und es führt auch die Buchungen durch. Auch die Organisation von Veranstaltungen fällt mit in den vielfältigen Aufgabenbereich sowie die Herrichtung und Betreuung des Getränketisches während besonderer Veranstaltungen.

In das Aufgabenfeld des Rezeption-Teams fällt auch die Organisation der Buchhandlung. Es ist immer informiert über thematische Literatur, bestellt und versendt Neuerscheinungen und gestaltet die Büchertische ansprechend. Zu den verschiedenen Feiertagen gibt es immer hübsche Postkarten und Spiele oder Judaica. Es lohnt sich auch nur dafür mal ins Museum zu kommen.

Bei all diesen vielfältigen Aufgaben bleibt immer Zeit für den wichtigen Austausch mit unseren Besucher*innen, ja mehr sogar, das Team von der Rezeption stellt unsere Besucher*innen immer an erste Stelle und bekommt von ihnen zu Recht viel positives Feedback. Edda Pontow hat das in den letzten zwanzig (!) Jahren gutgelaunt und zugewandt perfektioniert und ist bei allen im Museum hoch angesehen – nun wird sie das Museum als Kollegin verlassen und wohl eine schwer zu füllende Lücke hinterlassen. Wir sagen: Danke, Edda!

Mareike Fiedler

Vier vom Besucherdienst. Gabriele Mandel, Edda Pontow, Vincenza Velella, Ursula Walter, Bild: JMW

Erzähl mir nix!

Projekt zu Verschwörungserzählungen am Jüdischen Museum

ERZÄHL MIR NIX!

VERSCHWÖRUNGSMYTHEN IM BLICK

Seit der COVID-19-Pandemie haben Verschwörungserzählungen neuen Auftrieb erhalten – wobei sie unsere Gesellschaften bereits seit Jahrhunderten prägen. In der Schalom 2020/2 berichteten wir bereits über diese Lage. Nicht die Zahl der Verschwörungsgläubigen hat mit der Pandemie zugenommen, wohl aber die Sichtbarkeit von Verschwörungserzählungen und derjenigen, die ihnen anhängen. Diese Erzählungen sind leider mehr als absurde Ammenmärchen, auch wenn sie häufig so anmuten. Für diejenigen, die als vermeintliche Verschwörer*innen ausgemacht werden, bedeuten sie eine reale Gefahr.

Daher dürfen die Kritik der Verschwörungsmythen und die Prävention ihrer Verbreitung nicht erst einsetzen, wenn es bereits brennt – und das leider im wahrsten Sinne des Wortes, wie die Anschläge der letzten Zeit zeigen. Vielmehr müssen wir uns mit diesen antidemokratischen Ideologien auseinandersetzen, um ihnen im Sinne einer wehrhaften Demokratie begegnen zu können. Das bedeutet konkret, über ihr Entstehen und ihre Struktur zu lernen und Wege zu finden, ihnen in der Bildungsarbeit und darüber hinaus zu begegnen. Denn wo es für Interventionen bereits zu spät sein kann, können präventive Maßnahmen der Attraktivität solcher »entlastenden Lösungsvorschläge« und den mit ihnen einhergehenden Gefahren für die Demokratie etwas entgegensetzen.

Im Rahmen des durch den Demokratiefonds der Stadt Dorsten finanzierten Projekts »Erzähl mir nix! Verschwörungsmythen im Blick«, welches seit Februar am Museum läuft (Hinweis in der Schalom 2021/1), wurden deshalb Seminare für Lehrkräfte und andere Multiplikator*innen entwickelt. In den Seminaren erhalten die Teilnehmer*innen vertieftes Wissen zur Geschichte und Gegenwart von Verschwörungserzählungen und werden in ihrem Umgang mit diesen Mythen gestärkt.

EINBLICKE IN DIE PROJEKTINHALTE

In den Seminaren beschäftigen sich die Teilnehmer*innen mit drei Aspekten der Thematik, die aktuell besondere Relevanz besitzen und stark ineinandergreifen: Die Geschichte und Gegenwart von Verschwörungserzählungen im Kontext gesellschaftlicher Krisen, ihre Struktur und Funktionsweise sowie ihre Verbindung zum Antisemitismus. Der in den Seminaren gewählte überzeitliche Zugang macht es möglich, die Attraktivität von Verschwörungserzählungen besonders in Krisenzeiten zu verstehen, Kontinuitäten nachzuvollziehen und Bezüge zum politischen Tagesgeschehen herzustellen. In unterschiedlichen Formaten, beispielsweise online Workshops oder ganztägigen Seminaren im Jüdischen Museum, entwickeln die Teilnehmer*innen auf diese Weise neue Perspektiven auf die Thematik. Darüber hinaus erproben sie den Umgang mit Verschwörungserzählungen im eigenen Umfeld, diskutieren Chancen und Grenzen der Bildungsarbeit und entwickeln Ideen für eine Thematisierung von Verschwörungsmythen im schulischen Unterricht.

Bildungsarbeit im Jüdischen Museum findet häufig in Kooperationen statt. Seien es Schulen, die für ihre Schüler*innen Workshops besuchen, Vereine, die das Haus besuchen, oder Institutionen, mit denen wir kooperieren. So auch in diesem Projekt: Lokale Schulen, Bistümer und Kirchenkreise gehörten ebenso zu den Kooperationspartner*innen wie Universitäten und Institutionen der

Aus einem Workshop für Multiplikator*innen. Bild: JMW

Lehrkräfteaus- und -fortbildung. Auch der kollegiale Austausch mit anderen Bildungseinrichtungen begleitet das Projekt. So ergänzt beispielsweise ein Projekt am Salvador-Allende-Haus in Oer-Erkenschwick das Angebot in unserem Haus, indem es sich, anders als wir, direkt an Schüler*innen richtet. Die Kolleg*innen arbeiten unter dem Projekttitel »Kopf ein!« und legen neben der Vermittlung von Wissen über Verschwörungserzählungen einen Fokus auf Medienkompetenz, den auch das Projekt am Jüdischen Museum immer wieder aufgreift.

WAS BLEIBT? DIE FRAGE NACH NACHHALTIGER PROJEKTARBEIT

Obwohl das Projekt zum Ende des Jahres ausläuft, wird es auch in Zukunft Möglichkeiten geben, sich im Jüdischen Museum mit der weiterhin virulenten Thematik der Verschwörungserzählungen zu beschäftigen. Sowohl für Schüler*innen als auch für Multiplikator*innen wird es Bildungsangebote geben: Sprechen Sie unsere Museumspädagoginnen Anja Mausbach und Mareike Fiedler an. Und lassen Sie sich nix erzählen.

Naomi Roth

Shakshuka in Emsdetten

Kaum etwas bringt Menschen einander näher, als gemeinsam zu kochen und zu essen. Das durften Museumspädagogin Anja Mausbach und Praktikantin Navina Verheyen im Jugendzentrum 13drei aus erster Hand erfahren. Das Emsdettener Jugendzentrum hatte das Pädagogik-Team des Jüdischen Museums Westfalen eingeladen, Teil der Themenwoche Identität-Geschichte-Demokratie »Die NS-Zeit vor unserer eigenen Haustür« zu sein.

Aufgabe war es, Jugendlichen und jungen Erwachsenen das jüdische Alltagsleben näher zu bringen. Und was eignet sich besser, als israelische Gerichte durch gemeinsames Kochen kennenzulernen? Die Wahl der Gerichte fiel auf Shakshuka und Hummus, da beides leicht herzustellen ist und gleichzeitig die Vielfalt der israelischen Küche verdeutlicht.

Schon die Ankunft des Pädagogikteams sorgt für Freude: »Sonst muss ich immer für alle kochen, toll, dass ihr das heute übernehmt«, lacht Lioba Böckenfeld. Die Sorge über zu wenig Kochgelegenheiten nimmt sie dem Team ebenfalls sofort: »Ich habe eine große Paellapfanne und einen Gaskocher, beides dürft ihr euch gern ausleihen!«

Während die Teilnehmer*innen Tomaten, Paprika und Zwiebeln klein schneiden, entwickelt sich ein offenes Gespräch über Essgewohnheiten und die jüdische Küche im Allgemeinen sowie die Kaschrutgesetze im Speziellen. Für ein Überraschungsmoment sorgt die Tatsache, dass Cheeseburger nach den jüdischen Speisegesetzen nicht auf dem Speiseplan stehen.

Als die Zutaten für das Shakshuka in der Pfanne köcheln und der Hummus fertig zubereitet ist, heißt es warten. Man plaudert angeregt über die eigenen Kochkünste und ebensolche Kochgewohnheiten. Schnell stellt sich heraus, dass viele Teilnehmer*innen bisher wenige oder gar keine Ausflüge in die israelische Küche gemacht haben.

Mit dem gemeinsamen Verzehr der selbstgekochten Mahlzeit neigt sich der Workshop dem Ende zu. Das würzige Shakshuka in Kombination mit erdigem Hummus schmeckt allen Köch*innen hervorragend. Zum Abschied versichern alle Teilnehmenden, von nun an mehr Abwechslung in die eigene Küche bringen zu wollen.

Text und Bilder:
Navina Verheyen

Bunt, vielfältig und informativ – der Film »#jüdisch«

Als die neue Dauerausstellung im Jüdischen Museum Westfalen geplant und schließlich im Winter 2018 eröffnet wurde, entstand die Idee, die Inhalte der Ausstellung in einem Dokumentarfilm aufzugreifen. Jüdische Perspektiven aus Westfalen sollten die exponierten Gegenstände und Geschichten ergänzen und dabei zugleich einen Einblick in junges jüdisches Leben vor Ort geben. Dabei sollten Themen aufgegriffen werden die für junge Jüdinnen*Juden von Relevanz sind und die jüdisches Leben in Deutschland heute bestimmen. Der Film sollte einerseits ein eigenes Exponat werden und zugleich so konzipiert sein, dass er auch in der Vermittlungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen eingesetzt werden kann.

Nachdem mit dem LWL-Medienzentrum ein (sowohl fachlich als auch finanziell) wichtiger Partner für dieses Projekt gewonnen werden konnte und die Finanzierung durch die LWL-Kulturstiftung gesichert war, begann die konkrete Ideensuche.

So begannen wir unsere bestehenden Kontakte anzusprechen und stießen vor allem bei »Meet a Jew« auf offene Ohren, was weitere Kontakte ermöglichte. Ab diesem Moment war Rina Rosenberg mit an Bord. Rina Rosenberg ist Kunsthistorikerin und Designerin und war in den folgenden Monaten für das Drehbuch mitverantwortlich. Rina konnte darüber hinaus aus ihrer langjährigen Theatererfahrung sowie mit ihren Kontakten zu anderen jüdischen Künstler*innen maßgeblich zum Gelingen des Projekts beitragen. Sie brachte auch viele andere ihrer wichtigen Erfahrungen und Talente ein. Beispielsweise auf der Suche nach einem passenden Filmteam war Rina eine Bereicherung.

Mit »Draw A Change« und den beiden Filmemachern Ilja Kagan und Fabian Beeren sprang der Funke über und so wurden die ersten Überlegungen zunehmend konkreter. Ein Drehbuch wurde geschrieben, wir trafen uns mit potentiellen Protagonist*innen und entschieden uns schließlich für fünf Personen. Fünf Personen, die nicht repräsentativ für das Judentum in Deutschland sein können und diese Bürde auch nicht tragen sollen. Vielmehr gewähren sie durch ihre unterschiedlichen Perspektiven auf ihr eigenes Jüdischsein einen Einblick in das, was Jüdischkeit in Deutschland heute alles sein und heißen kann.

Filmstills aus »#jüdisch«
Bild: Ilja Kagan, Draw-A-Change Filmproduktion

Schnell wurde deutlich, dass wir mit den einzelnen Protagonist*innen Anton, Daniel, Ifat, Monti und Natascha besonders intensiv sprechen wollten. Dabei sollten die Themen Verantwortung, Religion, Zukunft, Humor und Zuhause – jeweils aus der spezifischen jüdischen Perspektive des*der Protagonist*in – im Fokus des Porträts stehen. Diese einzelnen Themen sollten in einem gemeinsamen Treffen der Protagonist*innen schließlich im Jüdischen Museum Westfalen zusammenlaufen und in einer gemeinsamen Diskussion enden.

CORONA KAM AUCH HIER DAZWISCHEN

Genau als wir mit den Dreharbeiten starten wollten, ging es in den ersten Lockdown, sodass das Filmteam immer wieder improvisieren musste.

Als schließlich mit viel Kreativität und Improvisationsbereitschaft alle Einzeldrehs abgeschlossen waren, sollte es im August 2021 zu dem Treffen aller Protagonist*innen im Museum kommen. Obwohl es schwierig war, zwischen all den anderen Verpflichtungen unserer Protagonist*innen einen Termin zu finden, fand schließlich der abschließende Drehtag in hybrider Form statt – zwei Tage, nachdem Anton Vater geworden war.

Bilder: JMW, Mareike Fiedler

Wir sind froh und dankbar, dass unter diesen schwierigen Bedingungen der Film dieses Jahr fertig wird. Vielen Dank an Anton, Daniel, Ifat, Monti und Natascha für euer Vertrauen! Und natürlich an das tolle Filmteam mit Rina, Fabian und Ilja für eure Standfestigkeit sowie das LWL-Medienzentrum für die offenen Ohren von Beginn an und für die finanzielle Unterstützung.

Der Film »#jüdisch« wird beim LWL-Medienzentrum zu erwerben sein und kann im Museum angeschaut werden.

Wir sind schon jetzt gespannt auf die Premiere und die Reaktionen der Zuschauer*innen.

Mareike Fiedler
und Naomi Roth

Eine Frage der Sensibilität und Verantwortung

Resümee zur Provenienzforschung im Jüdischen Museum Westfalen

Am Anfang des Museums war die Sammlung… An dieser Stelle sei in Anlehnung an einen namhaften Prolog die Schlussbetrachtung eines Forschungsprojektes erlaubt, das dem Jüdischen Museum Westfalen gewissermaßen die Reflektion seiner Anfänge ermöglichte und einen grundlegenden Beitrag zur Erforschung der hauseigenen Sammlung leistete. Im Rahmen eines durch das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste geförderten Forschungsprojektes befasste sich das JMW von Juni 2020 bis November 2021 mit der Erforschung der Herkunft seiner Sammlungsobjekte. Für das Haus stellte dieses Projekt eine wichtige Grundlagenforschung dar.

Die Sammlung des Jüdischen Museums Westfalen zeichnet sich durch eine bemerkenswerte Entstehungsgeschichte aus: Entstanden als Ergebnis zivilgesellschaftlichen Engagements im Lokalen, bildet sie den Kern der Ausstellungs- und Vermittlungsarbeit. Dabei handelt es sich jedoch nicht um einen historisch gewachsenen Bestand, sondern um eine Sammlung »in dritter oder vierter Hand«. Die Anfänge der Sammlung liegen in den Jahren zwischen 1987 und 1991 und der Sammeltätigkeit des »Vereins für jüdische Geschichte und Religion e. V.«: Engagierte Mitglieder der Initiative erwarben damals mit Förderung durch die »Nordrhein-Westfa-

Führung durch die Sonderausstellung »Auf der Suche nach der verschollenen Identität«, Tag der Offenen Tür im JMW, 31. Juli 2021. Bild: JMW, Navina Verheyen

len-Stiftung« und private Sponsor*innen zahlreiche jüdische Zeremonialobjekte, jüdischen Hausrat und antiquarische Bücher über den Auktionsmarkt und den Antiquitätenhandel und legten damit das Fundament des Museums.

Unter dieser Maßgabe entstand ein umfangreicher Bestand jüdischen Kulturgutes, der jedoch immer wieder »weiße Flecken« bezüglich der Herkunft einzelner Objekte offenbarte. – Sie blieb in den überwiegenden Fällen im Verborgenen und eine »belastete« Provenienz schien nicht ausgeschlossen. So stellte sich das JMW mit dem Projekt der Frage: Handelt es sich um Objekte, die Jüdinnen und Juden geraubt, abgepresst oder von ihnen in Not zurückgelassen wurden?

VON AUKTIONSHÄUSERN, SACKGASSEN UND RECHERCHEERFOLGEN

Als Museum jüngeren Datums verfügt das Jüdische Museum Westfalen, anders als historisch gewachsene Vorkriegsmuseen über keine historischen Zugangsbücher aus den Jahren zwischen 1933 bis 1945 und den Jahren davor, die Anhaltspunkte über ursprüngliche Besitzer*innen geben könnten. Daher schienen Rückschlüsse auf die Herkunft der Objekte in einem ersten Schritt von der Auskunft der Auktionshäuser und Antiquariate sowie von der Frage nach Einlieferern abhängig.

Antworten darauf geben die Lage während der Nachkriegszeit und die Distributionswege jüdischer Kulturgüter nach 1945: Geraubtes und verwaistes jüdisches Kulturgut wurde nach dem Krieg von amerikanischen Truppen zunächst bis 1952 in einem Depot in Offenbach gesammelt und anschließend von der jüdischen Treuhandorganisation Jewish Cultural Reconstruction weltweit weiterverteilt. Viele jüdische Objekte gelangten so nach Israel oder in die USA; manche in den Wirren der Nachkriegsjahre aber auch als »Souvenirs« oder »Gelegenheitskäufe« in private Sammlungen und spätestens ab den 1980er Jahren vermehrt in den Auktions- und Antiquitätenhandel.

Blick in die Ausstellung »Auf der Suche nach der verschollenen Identität«. Bild: JMW, Navina Verheyen

Der Weg, über die Auktionshäuser und Händler mehr Informationen zu erhalten, erwies sich jedoch als wenig erfolgreich, da die Auskunftsbereitschaft sehr zurückhaltend war. So erforderte das Projekt eine hohe Frustrationstoleranz, Flexibilität und zeigte zugleich, dass ein Bewusstsein für die kritische Auseinandersetzung mit der Herkunft von Objekten im Sinne der »Washingtoner Prinzipien« von 1998 noch lange nicht flächendeckend vorliegt. Ein Blick hinter die Mauern der Auktionshäuser erwies sich zwar als Herausforderung, ermöglichte es jedoch, eine andere Recherchestrategie vorzunehmen. Eine individuelle »Objektautopsie« schien erfolgversprechender.

Die sukzessive Prüfung von Identifikationsmerkmalen führte schließlich zu fruchtbaren Ergebnissen: So konnten beispielsweise anhand von Punzierungen, Gravuren und Stickereien ursprüngliche Besitzer*innen oder Stifter*innen identifiziert werden. Zu etwa 10 Judaica verdichtete sich ein Entzugskontext und die Herkunft einzelner Objekte konnte zumindest eingegrenzt werden. Zugleich musste aber auch die Authentizität einiger Ritualgegenstände kritisch hinterfragt werden, da bei manchen Objekten ein Fälschungsverdacht nicht ausgeräumt werden konnte. Bis heute sind Judaica-Fälschungen auf dem Auktionsmarkt verbreitet.

Auch bei der Prüfung des antiquarischen Buchbestandes ergaben sich Funde von geraubtem Kulturgut. Etwa 35 Bücher rückten dabei als Untersuchungsgegenstand in den Mittelpunkt. Da viele Bücher über aufschlussreiche Provenienzmerkmale wie Stempel, Exlibris, Etiketten, Widmungen oder Signaturen verfügen, war hier eine problemlosere Ermittlung von Vorbesitzer*innen möglich. So konnten Namen, Orte und Zeiträume mit Objekten in Verbindung gebracht werden, die einen erfolgreichen Recherchеverlauf auslösten. Dabei wurden Familien- und Gemeindegeschichten aufgedeckt und Restitutionen möglich. Die Recherchen zu Vorbesitzer*innen der Objekte erstreckten sich über kommunale und überregionale Archive, genealogische Datenbanken sowie Kooperationen mit Expert*innen aus anderen jüdischen Museen und Institutionen.

TRANSPARENZ UND ÖFFENTLICHE SICHTBARKEIT

Ziel des Projektes war es von Beginn an – in Fällen, bei denen sich Vorbesitzer*innen und Nachfahr*innen ermitteln ließen – die Option einer Restitution einzuräumen. Damit übernahm das JMW moralische Verantwortung, die stets eine hohe Sensibilität im Umgang mit Angehörigen erforderte. Nicht selten weckten die Gegenstände Erinnerungen an die eigene,

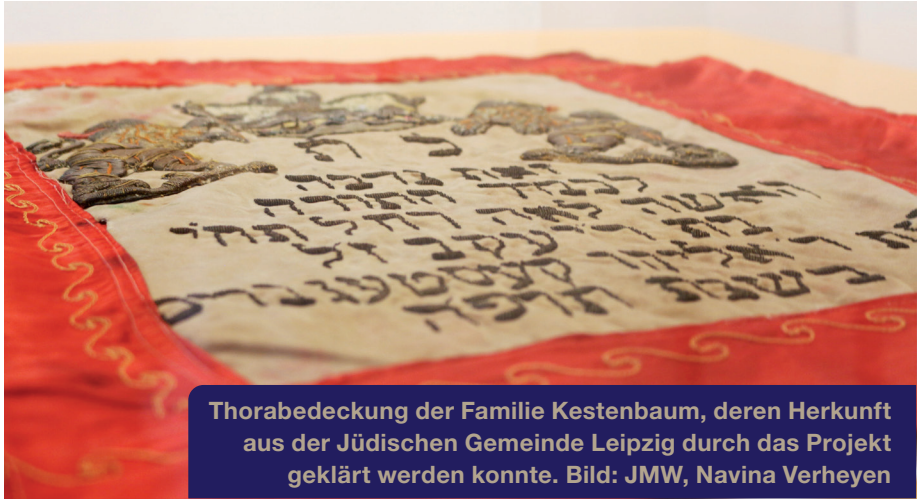
oft tragische Familiengeschichte und schmerzhafte Verlusterfahrungen. Bei Restitutionen entwickelte sich ein konstruktiver Dialog: Die Nachfahren oder Nachfolgekörperschaften lieferten oft weitere Informationen und konnten historische Dokumente und Fotos zur Geschichte beitragen; sie halfen, Lücken zu schließen und den historischen Kontext zu einem Objekt zu erhellen. Die positiven Erfahrungen bei Restitutionen zeigten, dass der ideelle und emotionale Wert einer Rückerstattung für die Erb*innen eine weit höhere Bedeutung hat als der rein materiell-wirtschaftliche Objektwert.

Projektbegleitend gab es eine umfangreiche regionale sowie überregionale Presse- und Medienberichterstattung, mit dem Ziel, die Forschungsresultate transparent zu vermitteln. Dadurch erhielt das Museum viel positive gesellschaftliche Resonanz und es gelang, die Anerkennung jüdischer Organisationen und Institutionen, von Gemeinden und Forschungseinrichtungen zu gewinnen.

MUSEUMSDIALOG UND WISSENSCHAFTLICHE VERNETZUNG

Die offene Haltung und gute Zusammenarbeit mit anderen Museen, Archiven, Arbeitskreisen sowie anderen regionalen und internationalen Wissensträger*innen beförderte einerseits wissenschaftliche Synergien und trug gleichzeitig dazu bei, Erkenntnisfortschritte zu erzielen und die Glaubwürdigkeit des Museums zu stärken.

Angenehme »Nachwehen« werden das Projekt auch nach Abschluss begleiten: So ist nach der erfolgreichen projektbezogenen Wechselausstellung »Auf der Suche nach der verschollenen Identität« (Juni bis August 2021) die Veröffentlichung einer Publikation geplant. Für die interne Museumsarbeit werden die Forschungsergebnisse aufbereitet und in die Objektdatenbank aufgenommen, sodass sie für die zukünftige Museumsarbeit zur Verfügung stehen. Für offene Recherchefälle ist die Meldung ausgewählter Objekte bei externen Datenbanken wie der Lostart-Datenbank und einer noch in Planung befindlichen Judaica-Datenbank vorgesehen. Die langfristige Perspektive ist dabei, den ermittelten Kenntnisstand zu teilen und weiterhin für den Informationsaustausch zur Verfügung zu stehen.



Thorabedeckung der Familie Kestenbaum, deren Herkunft aus der Jüdischen Gemeinde Leipzig durch das Projekt geklärt werden konnte. Bild: JMW, Navina Verheyen

Für das Jüdische Museum Westfalen endet im November 2021 das Projekt; doch die moralische Integrität, die wissenschaftliche Vernetzung und der Vertrauensgewinn als Forschungseinrichtung werden für das JMW von langfristiger Dauer sein.

Sebastian Braun

Buchrestitution in Frankfurt am Main

Am 2. September 2021 konnte das JMW in der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main eine erfolgreiche Buchrestitution vornehmen. Es handelt sich um die Populär-wissenschaftliche(n) Monatsblätter. Zur Belehrung über das Judentum für Gebildete aller Konfessionen, eine kulturhistorische Zeitschrift des Mendelssohn-Vereins aus Frankfurt am Main, die der jüdische Theologe Adolf Brüll (1846–1908) Ende des 19. Jahrhunderts herausgab. Ein Stempel im Einband des Buches weist auf die Bibliothek der »Israelitischen Gemeinde Frankfurt am Main« als ursprüngliche Besitzerin hin. Ein Fotovergleich des Gemeindestempels mit einer historischen Aufnahme in der Datenbank fold3 bestätigte den Verdacht, dass es sich bei dem Buch um »NS-Raubgut« handelt. Im Offenbach Archival Depot, der zentralen Sammelstelle für jüdische Kulturgüter nach 1945, dokumentierte der Direktor Joseph A. Horne (1911–1987) den Stempel in der Kategorie looted books (geraubte Bücher).

Die Jüdische Gemeinde Frankfurt begrüßte die transparente Arbeit des JMW und freute sich über die Rückgabe. Marc Grünbaum, Mitglied des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main: »Es ist ein besonderes Ereignis für uns von der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, heute ein Buch aus dem Bestand der Bibliothek einer unserer beiden Vorgängergemeinden restituiert zu bekommen. Dies schafft eine Verbindung zur Geschichte unserer Gemeinde, die ich für wichtig erachte. Wir gehen davon aus, dass sich weitaus mehr Kulturgüter der Israelitischen Kultusgemeinde und der Israelitischen Religionsgesellschaft in fremden Beständen finden. Ich würde mir wünschen, dass der Schritt, den das Jüdische Museum Westfalen heute getan hat, Vorbild für die vielen anderen Institutionen ist, ihre Bestände zu prüfen. Dazu gehört neben guten Absichten seitens der Institutionen deren bessere finanzielle Ausstattung, um die personal- und zeitintensive Provenienzforschung vorantreiben zu können.«

Neues pädagogisches Angebot für historisches Lernen im Museum

Schon seit geraumer Zeit war der Wunsch vorhanden, die Biografien in unserer Dauerausstellung »L´Chaim – Auf das Leben« pädagogisch aufzubereiten. Sie bieten Einblicke in jüdisches Leben mit Westfalenbezug vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart und vielfältige Anknüpfungspunkte für die Arbeit mit Schulklassen.

Entstanden sind drei Projekttage zu den Themenschwerpunkten »Integration, Emanzipation und Ausgrenzung bis 1945«, »Flucht und Migration« und »Erinnerungskultur«, die an die Themen des schulischen Curriculums anknüpfen.

WAS KANN DIE ARBEIT MIT BIOGRAFIEN LEISTEN?

Biografische Zugänge können Geschichte vermitteln, die den Blick auf den Menschen richtet, und zeigen, was in den Geschichtsbüchern nicht steht. In allgemeineren Schulbüchern liest man von Gesetzgebung, Daten und Fakten. Die Arbeit mit Biografien betont die Rolle des Individuums in der Geschichte und zeigt darüber hinaus, welche Auswirkungen beispielsweise Gesetze auf das Leben einzelner Personen hatten. Von dieser Annahme ausgehend entwickelten wir die Projekttage, bei denen die Lebenswege der Personen im Vordergrund stehen. Historische Quellen werden hinzugenommen, um den individuellen Weg der Menschen in einem größeren, historischen Kontext zu verstehen. Aber auch der Transfer in die Gegenwart spielt eine Rolle: Warum ist es wichtig, dass wir die Zusammenhänge der Geschichte verstehen und was lernen wir daraus für die Zukunft?

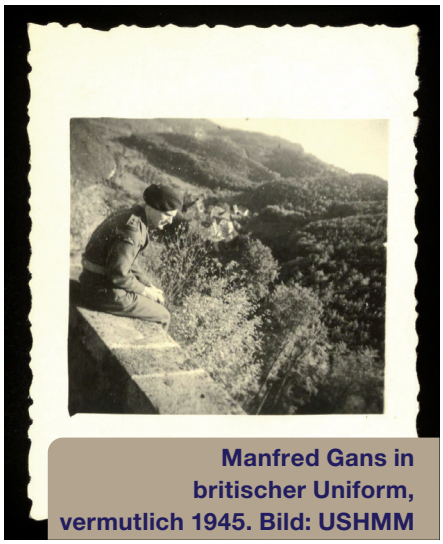
DIE PROJEKTTAGE

Die Projekttage beinhalten jeweils drei Biografien, die in Kleingruppen bearbeitet werden. Jeder Lebensweg eröffnet eine neue Perspektive auf das Thema. In »Integration, Emanzipation und Ausgrenzung bis 1945« beispielsweise profitierte Jakob Löwenberg (1856–1929) von der rechtlichen Gleichstellung von Jüdinnen und Juden im 19. Jahrhundert, die seinem Vater noch verwehrt blieb. Jeanette Wolff (1888–1976) setzte sich früh für sozialdemokratische Werte und ihre Umsetzung ein und erreichte nach 1945 ein Bundestagsmandat. Manfred Gans (1922–2010) trat in die britische Armee ein und machte sich auf die Suche nach seinen Eltern, die er in Theresienstadt fand. Die Möglichkeiten und Aufstiegschancen der so genannten jüdischen Emanzipation und der gleichzeitig wachsende Antisemitismus bis zur Shoah werden mit Hilfe der Biografien kleinschrittig erarbeitet.

Die Lebensgeschichten von Rolf Abrahamsohn (geb. 1926), Marga Spiegel (1912–2014) und Josef Dortort (1928–2011) geben Einblicke in das Thema »Erinnerungskultur«. Als Zeitzeug*innen haben sie ihre persönlichen Erfahrungen während des Nationalsozialismus publiziert und/oder unermüdlich vor Schulklassen und Interessierten weitergegeben. Während Rolf Abrahamsohn mehrere Konzentrationslager überlebte, nach Marl zurückkehrte und maßgeblich an dem Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde Recklinghausen beteiligt war, wurden Marga Spiegel und ihre Familie von loyalen Bauern im Münsterland versteckt. Josef Dortort wiederum schloss sich nach der Unterbringung bei einer Tante in Brüssel und dem Aufenthalt in einem Kinderheim in Südfrankreich der Resistance an. Die Schüler*innen lernen neben den Zeitzeug*innen weitere Formen der Erinnerungskultur kennen, setzen sich auch kritisch mit diesen auseinander und werden mit der Frage konfrontiert, wie Erinnerung ohne Zeitzeug*innen weitergehen kann.

In »Migration und Flucht« lernen die Schüler*innen die Biografien der Familie

Jeanette Wolff. Bild: Archiv der sozialen Demokratie/ Friedrich-Ebert-Stiftung



Manfred Gans in britischer Uniform, vermutlich 1945. Bild: USHMM

Eisendrath aus Dorsten kennen, deren Migration in die Vereinigten Staaten und die Niederlande im 19. Jahrhundert begann. Ilse Reifeisen (Elise Hallin), 1926 in Dorsten geboren, bekam die Möglichkeit, während der NS-Zeit mit den so genannten Kindertransporten nach Schweden zu emigrieren, und steht beispielhaft für den Lebensweg eines dieser rund 10.000 Kinder. Alexandra Khariakova, geboren 1953, stammt aus

der Ukraine und kam nach dem Fall der Sowjetunion 1995 mit ihrer Familie nach Unna als so genannter Kontingentflüchtling. Bei ihr steht die Wiederentdeckung der eigenen Religiosität im Fokus, die in der Gründung der liberalen jüdischen Gemeinde im Kreis Unna aufging. Dieser Projekttag ist anschlussfähig an vielfältige Themen des Unterrichts, aber auch an aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen, für die während des Projekttages sensibilisiert wird.

Methodisch bieten sowohl die Stationen in der Dauerausstellung als auch Bild- und Schriftquellen sowie Filmausschnitte vielfältiges Lernen am außerschulischen Lernort. Diese Projekttage richten sich an Schüler*innen ab der 9. Klasse und können vielfältig und fächerübergreifend an den Unterricht anschließen bzw. diesen ergänzen. In Vorbereitung auf diesen 4-stündigen Projekttag bieten wir einen Überblickstext an, der die wichtigen historischen Stationen skizziert, von der Emanzipation deutscher Jüdinnen und Juden bis zum jüdischen Leben in die Gegenwart. Dem Workshop geht eine dem Thema angepasste Führung durch die Dauerausstellung voraus.

Anja Mausbach

4-stündiger Projekttag

Kosten: 6,00 pro Schüler*in + Eintritt

Sprechen Sie uns an:
lernen@jmw-dorsten.de

Vorstandswahlen

In der letzten Mitgliederversammlung des Vereins für jüdische Geschichte und Religion vom 30. September 2021 wurde gewählt. Marlena Wasserbauer und Dr. Jochen Rudolph sind nach drei respektive sechs Jahren zurückgetreten. Der Vorstand und das Team bedanken sich bei den scheidenden Vorstandsmitgliedern dafür, dass sie die Interessen von jungen Leuten eingebracht und sich für eine zeitgemäße und effiziente Gestaltung und Kommunikation der Museumsinhalte eingesetzt haben.

Neu wurde Frau Christina Schröder in den Vorstand gewählt. Frau Schröder wuchs in Waltrop auf und besuchte das dortige Theodor-Heuss-Gymnasium. Nach dem Abitur absolvierte sie ein Studium der Geschichte und Germanistik an der Ruhr-Universität in Bochum und schloss dort den Master of Arts in Geschichte 2016 mit Auszeichnung ab. Seit 2017 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit und Geschlechtergeschichte der Ruhr-Universität. Für ihre Dissertation untersucht sie das Thema »Der weibliche Körper als Objekt politisch-dynastischer Verhandlungen – Perspektiven auf angebliche und tatsächliche Schwangerschaften hochadliger Witwen im 17. und 18. Jahrhundert«. Frau Schröder ist dem Jüdischen Museum verbunden, seit sie dort 2010 ein Praktikum absolvierte. Seit 2013 schreibt sie regelmäßig spannende Beiträge unter anderem zur jüdischen Geschichte und zur NS-Geschichte für die »Schalom«. Das Museum will damit auch seine Verbundenheit zur Universität festigen. Zu ihrer Wahl sagt Frau Schröder: »Ich freue mich auf die Arbeit im Vorstand und hoffe, durch meine berufsbedingte Nähe zu aktuellen Forschungstendenzen und Projekten neue Impulse einbringen zu können. Darüber hinaus möchte ich mich gerne den Bereichen Nachwuchsarbeit und Social Media widmen.«

Christina Schröder

Schlaglichter

HIP HOP WORKSHOP

Durch das Programm Kulturrucksack NRW konnten wir mit Daniel Schneider von der Rap School NRW einen Hip Hop Workshop im Museum durchführen. 10 Jugendliche beschäftigten sich zunächst mit Vorurteilen in Geschichte und Gegenwart und der Frage, wie wir gemeinsam in Respekt leben möchten. Anschließend setzten sie sich mit der Geschichte des Rap auseinander und lernten Reimtechniken kennen. In einer Schreibwerkstatt brachten die interessierten Jugendlichen ihre eigenen Überlegungen zu einer gerechteren Welt ein. All dieses floss in einen Rap ein, den sie im mobilen Tonstudio aufnahmen.

Bild: JMW, Mareike Fiedler

STOLPERSTEIN-BROSCHÜRE

Im Winter erscheint eine Broschüre zu den Stolpersteinen in Dorsten. Anhand eines Faltblattes mit Informationen zu den Biografien der Personen und einem Stadtplan können Interessierte einen thematischen Stadtrundgang durch Dorsten machen. QR-Codes liefern tiefergehende Informationen. Die Broschüre eignet sich aber nicht nur für Dorstener*innen oder Tourist*innen, sondern auch für Schulklassen.

Die Idee hatte Henner Maas, der mit seinen Schüler*innen regelmäßig die Steine reinigt. Das ansprechende Design wurde von Mark Kiecok gestaltet, die Texte lieferte Jan Szepetiuk. Die durch »Wir machen Mitte« finanzierte Broschüre erhalten Sie im JMW oder in der Stadtinfo.

»JÜDISCHE KULTUR JETZT«

Die zweiwöchigen Kulturtage im August fanden im Rahmen des Festjahres 1700-Jahre jüdisches Leben in Deutschland statt und es war Ziel, Kunst von jüdischen Nachwuchskünstler*innen zu präsentieren. Das ist gelungen, und mehrere Artist*innen aus der Region traten auch auf, was ein weiterer Anspruch der von der LWL-Kulturstiftung geförderten Veranstaltungsreihe war.

Das Programm umfasste vier Konzerte, zwei Theaterproduktionen und einen Tanzkurs. Ein besonderes Ereignis war die Uraufführung des Stückes »Let's meet for a Kneidelsoup – 3rd generation mash-up«, bei der die aus Bochum stammende Schauspielerin Nadia Migdal und der israelische Schauspieler Uri Fahndrich in ihren Familiengeschichten aus Deutschland, Österreich und Israel auf Spurensuche nach säkular-jüdischen Gemeinsamkeiten suchten – eine davon war die Knödelsuppe, die dem Publikum während des Stücks serviert wurde.

Bild: JMW, Navina Verheyen

Unsere Besucher*innen hatten eindeutig ein kulturelles Aufholbedürfnis und so waren mehrere Veranstaltungen ausverkauft. Die Stimmung unter den Gästen war schön, und auch die Künstler*innen genossen es, vor einem begeisterten Publikum aufzutreten – kein Wunder, denn alle Auftritte waren wirklich großartig. Für Sommer 2023 ist bereits die nächste Ausgabe geplant.

BEITRITT DORSTENS ZUM RIGA-KOMITEE

Am 30. Juni hat der Rat der Stadt Dorsten auf Antrag der SPD-Wulfen beschlossen, dem Riga-Komitee beizutreten. Damit verpflichtet sich die Stadt, pro Jahr 2000 € für den Erhalt und die Pflege der Gräber- und Gedenkstätte im Wald von Bikernieki außerhalb von Riga zu zahlen, welche für die aus Deutschland nach Riga deportierten jüdischen Bürger*innen, für die lettischen Opfer, politisch Verfolgte sowie sowjetische Kriegsgefangene errichtet wurde. Auch aus Dorsten wurden viele jüdische Bürger*innen, so der letzte Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Julius Ambrunn, seine Frau Rosalie und ihr Sohn Kurt, nach Riga deportiert und ermordet.

Das Riga-Komitee wurde im Jahr 2000 gegründet und 60 Städte sind bereits Mitglied, darunter Marl, Haltern am See und Bottrop. Mit dem Beitritt plant die Stadt auch Projekte, etwa Gedenkstättenfahrten und Informations- und Gedenkveranstaltungen, die die Erinnerung an die Ermordeten in der Dorstener Bevölkerung wachhalten soll. Dazu wird unter anderem das Jüdische Museum eng mit der Stadt kooperieren.

DIE SCHALOM SUCHT EINEN NEUEN NAMEN

»Schalom« ist zwar ein schöner Name, aber wir finden, er sei wenig aussagekräftig für unsere Arbeit und daher für unsere Museumszeitschrift etwas beliebig. Helfen Sie uns, einen neuen Namen zu finden. Wessen Vorschlag angenommen wird, der*die erhält ein Buch im Wert von bis zu 25 € aus unserer Buchhandlung. Vorschläge bitte bis zum 5. Januar 2022 an *pieren@jmw-dorsten.de*

So viele Fragen – Und keine Antworten

»Früher mal dachte ich, die größte Unbekannte im Leben seien unsere Eltern. Heute meine ich, die größte Unbekannte im Leben der Menschen sind ihre Kinder«, so Dwayne, 90-jähriger schwarzer Amerikaner, den Kopf voller weißer Porzellanzähne und Lebensweisheiten. Er sagt es zu Lila, Kulturreferentin in seinem Seniorenheim, deren Gedanken nur noch um ihren Sohn kreisen. Kann es sein, dass der Junge ein Mörder ist? Dass er den Mitschüler, der ihn mobbte, vorsätzlich umgebracht hat?

Lila, eigentlich Lilach, die Erzählerin, und ihr Mann Michael Schuster haben Israel verlassen, um ihrem Sohn ein ungefährdetes Leben zu garantieren, »in einer der ruhigsten, grünsten und sichersten Städte der Vereinigten Staaten von Amerika« (S. 12). Um Jahre später festzustellen, dass sie »gemeint hatten, Adam vor dem israelischen Irrsinn zu bewahren, ihn tatsächlich aber einem anderen Irrsinn ausgesetzt« haben (S. 130). Denn Kalifornien mit seinem »Himmel so blau wie in einer Maklerbroschüre« (S. 54), mit den Schulen, die Hochsicherheitstrakten gleichen, mit den einträglichen Jobs und den geräumigen Häusern, den gut erzogenen Kindern und den freundlichen Nachbarn hat ihnen jahrelang Sicherheit nur vorgegaukelt. Dann nämlich ermordet ein schwarzer Attentäter am Vorabend von Rosch Haschana in der Synagoge ein junges Mädchen und kurz darauf erlebt Adam auf einer Party fassungslos den Tod des schwarzen Mitschülers Jamal.

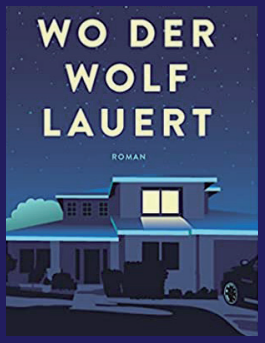
Aber welche Rolle spielt er in dieser Angelegenheit? Hat er in seinem kleinen Chemielabor in der Garage die tödliche Droge hergestellt, dazu auf seinem Computer die entsprechenden Dateien heruntergeladen? Hat er sich für die zahlreichen Mobbing-Attacken, für den Diebstahl seiner Sachen gerächt? Hat er den Wunsch, den körperlich Überlegenen zu töten, in die Tat umgesetzt? Hat er sich so gegen das Konzentrationslager seines Urgroßvaters gewehrt, gegen das »Gen, auf dem ‚wie Lämmer zur Schlachtbank' geschrieben stand« (S. 95)?

Und so erleben Lilach und Michael antisemitistische Angriffe, mit denen sie niemals gerechnet hätten. »Der Jude hat ihn ermordet«, erscheint in großen Lettern auf der Schulmauer, wenig später heißt es »Die Juden sind der Satan. Schuster ist ein Mörder. Die Polizei vertuscht.« (S. 255), dazu die Androhung von Rache, vermutlich von der Bewegung Nation of Islam ausgehend, der Jamal nahestand. Die Polizei durchsucht das Haus der Schusters, entdeckt eine leer geräumte Garage, nimmt Adams Computer mit, unterzieht die Familie peinlichen Verhören – alles, was man aus einschlägigen Kriminalromanen so kennt.

Damit begnügt sich die Autorin glücklicherweise nicht. Ayelet Gundar-Goshen hat Psychologie studiert und arbeitet, wenn sie nicht gerade einen Roman schreibt, als Psychologin in Tel Aviv. Diesen, ihren vierten Roman hat sie verfasst, während sie als Gastschriftstellerin in Kalifornien lebte. Es erweist sich immer wieder als vorteilhaft, wenn eine Autorin weiß, wovon sie schreibt; sie kennt Lilachs Flucht vor der Realität eines bedrohten Lebens, ist sie doch Mutter eines kleinen Sohnes, den sie irgendwann vor dem Armeedienst bewahren möchte. Und sie kennt als Psychologin die Ängste von Menschen, die sich kaum in Worte fassen lassen. »Da war noch etwas«, sinniert Lilach. »Etwas, das ich nicht aussprechen konnte. Ein vager, amorpher Gedanke. Ein Satz, der noch keine Wörter enthielt, nur weiße Zwischenräume und ein Fragezeichen am Ende.« (S. 131) Die zweifelnde und verzweifelte Mutter, der distanziert urteilende Vater, der gegen seine Ängste kämpfende Sohn, das sind Protagonisten mit überzeugendem Identifikationsangebot.

Auf der anderen Seite der Antagonist, Uri mit der Bärenpranke, ein gescheiterter Brigadegeneral, der den jüdischen Jugendlichen einen Selbstverteidigungskurs offeriert – unter der Prämisse »Will dich einer töten, töte ihn zuerst!« (S. 142) – , ein charismatischer »Rattenfänger«, der auch Adams bedingungsloses Vertrauen gewinnt. »Seine Stimme brachte etwas in deinem Körper zum Schmelzen, ließ jeden Widerstand erschlaffen« (S. 50), so überzeugend, dass der sensible Adam irgendwann Ratten mit seinen bloßen Händen zu töten imstande ist. Das hatte, wir erinnern uns der populären Sage, noch nicht einmal der »Rattenfänger von Hameln« (S. 49) geschafft. Uri scheint omnipräsent zu sein, ein übermächtiger Guru, der erst dann seine Macht verliert, als er Michael, den »Waffenbruder aus der Armee«, betrügt.

Leser, in Sonderheit Leserinnen werden der Faszination des Romans gerne erliegen. Die Sprachgewalt von Gundar-Goshems »Löwen wecken« erreicht er freilich nicht, was vermutlich der Erzählperspektive geschuldet ist. Die Darstellung aus der Sicht der aufgewühlt fragenden, um Antworten ringenden, immer nur vergeblich um Gewissheit bemühten Lilach ist der Autorin überzeugend gelungen. Und mit dem Gefühl der Unsicherheit, mit der



Ayelet Gundar-Goshen: Wo der Wolf lauert.

Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama.

Verlag Kein & Aber 2021

Fragwürdigkeit von Meinungen und Vermutungen ist eine Basis für das Einverständnis von Erzählerin und Leserschaft bestens bereitet. Wie fragil vermeintliche Gewissheiten sind, hat uns nicht erst die Corona-Krise gelehrt, das ist eine allgemeine, jederzeitliche Erfahrung. Auch Jamals Mutter muss, das sei hier nur angedeutet, das Bild von ihrem Sohn revidieren. Auf diese Weise wird das Motiv der Homosexualität einbezogen, nebst thematischen Ausgriffen auf Fehlgeburt und Adoption, Altenheimproblematik und Wirtschaftsspionage und immer wieder auf Rassismus und Antisemitismus, das Ganze so erzähllogisch, dass es weder aufgesetzt noch konstruiert wirkt.

Die Originalausgabe ist unter dem Titel »Relocation« erschienen, so heißt in der deutschen Übersetzung der erste Teil des Buchs. Eigentlich ein idealer Titel, da das englische Wort die Umsiedlung, Verschiebung, Verpflanzung meint, primär sicherlich auf eine Ortsveränderung bezogen, hier auch darauf deutend, dass ein Umzug die Probleme nicht tilgt, sondern sie lediglich verschiebt, irgendwann werden sie die Geflohenen einholen. Der deutsche Titel wiederholt die auf S. 281 relativ unmotiviert auftauchende Metapher – der Wolf als Synonym für das Böse, die heimtückisch lauernde Gefahr. Davon gibt es in diesem Roman wahrlich genug, die zerborstene Fensterscheibe, der getötete Hund, die gefährdete Arbeitsstelle, eine Kette von Katastrophen. Aber da ist auch der Leitwolf Uri, der einsame Wolf, der die Jugendlichen auf seine Seite zieht, wie es im Märchen der tierische Kollege mit den sieben Geißlein vergeblich versuchte. Der »Rattenfänger von Hameln« (S. 94) entpuppt sich als böser Wolf, und deutsche Leser*innen wissen nur zu gut, wie die Geschichte um Rotkäppchen und den bösen Wolf ausging, wie die alte Geiß ihre Jungen vor dem Zugriff des Wolfs rettete. Insofern bleibt Hoffnung für Lilach und Ihre Familie, es ist ihnen zu wünschen.

Reinildis Hartmann

Töten, behandeln lassen, funktionieren

Yishai Sarid ist ein Spezialist für etwas abgründige Stoffe: Sein früher Roman »Limassol« zog uns in die Welt der Selbstmord-Attentate und des Verrats, sein Buch »Monster« schilderte, was es mit sensiblen Menschen macht, wenn sie sich tagaus, tagein mit den Relikten von ehemaligen Vernichtungsstätten konfrontieren. Und nun geht es um das Militär, genau gesagt: die israelische IDF. Das Grundthema droht in Momenten der israelisch-palästinensischen Konfrontation unabweislich zynisch zu erscheinen: Ist es möglich, Soldaten, die im Kampf getötet haben, vor Schuldgefühlen und Traumata zu bewahren?

Dies ist nämlich der Job der Hauptfigur von »Siegerin«: Sie arbeitet präventiv und therapeutisch, schult als »Beauftragte für psychische Gesundheit« ehrgeizige junge Männer, manchmal auch Frauen, für das, was auf sie zukommt, für gefährliche Operationen, für die Bruchstellen in ihren Selbstbildern, für die Grenzsituation von Folterverhören in Gefangenschaft, für das »Ausschalten« von Terroristen, für das Töten auf Distanz und in der Nähe… Zu reden ist also über Angst, Hass, Wertvorstellungen und Gruppendruck. Kein Wunder, dass die abgebrühte Psychologin Abigail ein wenig ins Schleudern kommt, als ihr Sohn zum Kampfeinsatz eingezogen wird.

Der Autor nennt es eine »israelische Tragödie«, über die er hier schreibt: »Sie besteht darin, dass wir einen Teil unserer Kinder, unserer Söhne und Töchter, in gewisser Weise opfern.« Falls man die Legitimität israelischer Selbstverteidigung nicht ernst nimmt und nicht bereit ist, sich auf die Widersprüche solcher militärischen Gewalt probeweise einzulassen, kann man das nicht weiterlesen. Aber es lohnt sich: Über die konkrete historische Lage hinaus, in der dieser Roman spielt, erfahren wir hier viel über die menschliche Psyche, über die Integration des militärischen Irrsinns in den Alltag, über Männer und Frauen, Eltern und Kinder, über Selbstbetrug und Autorität.

Norbert Reichling

Yishai Sarid: Siegerin.

Roman,
Zürich (Kein & Aber)
2020,
254 Seiten

22€

Man möchte mit am Tisch sitzen

Freitagnacht Jews gewinnt den Deutschen Fernsehpreis in der Kategorie Comedy

Im roten Anzug betritt Daniel Donskoy die Bühne, um den Deutschen Fernsehpreis in der Kategorie Comedy für das Format Freitagnacht Jews entgegen zu nehmen. Er freue sich wahnsinnig und sei sehr gerührt, sagt er. Und dann sagt er noch: »Wenn Euch wirklich die plurale Gesellschaft am Herzen liegt, wenn Ihr wirklich was verändern wollt, dann gebt marginalisierten Gruppen die Möglichkeit, für sich selbst zu sprechen.«

EIN GESPRÄCH AM FREITAGABEND ODER GUT SCHABBES!

In der WDR-Sendung, deren erste Staffel in der ARD-Mediathek zu sehen ist, lädt der Musiker und Schauspieler jede Woche unterschiedliche Personen ein, die eines eint: sie sind jüdisch. Er spricht mit ihnen über Gott und die Welt, und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn eine Gästin, Helene Braun, ist angehende Rabbinerin. Sie trinken Wein und Wodka und sie essen. Und nein, nicht jede Mahlzeit ist koscher. Dabei geht es stets um Jüdischkeit, um Innerjüdisches und um gesamtgesellschaftliche Themen. Das macht Spaß anzuschauen, denn die Eingeladenen sind ebenso wie Daniel Donskoy einnehmend, humorvoll und pointiert. Und es macht noch mehr Spaß, weil es sich um ein jüdisch thematisiertes Format handelt, in dem es um Unterhaltung geht und nicht um die Shoa, den Antisemitismus in Deutschland oder israelische Politik und den Nahostkonflikt.

Doch es geht um mehr als um Unterhaltung. Es geht um Repräsentation. Weder der Gastgeber Daniel Donskoy noch seine Gäste und Gästinnen repräsentieren das Judentum in Deutschland, doch sie stehen für sich selbst und damit bilden sie eine Vielfalt ab, die im deutschen Diskurs über das Judentum zu selten sichtbar wird. Religiöse und säkulare, matrilineare, patrilineare und solche, von denen wir es nicht erfahren, Bildner*innen, Artist*innen, Personen des öffentlichen Lebens. Juden und Jüdinnen, die unterschiedlich sind, verschiedene Meinungen und Haltungen haben und sich diese Kontroverse auch erlauben können, weil sie in diesem Moment in der Mehrheit sind. Das Gespräch ist ein jüdischer Raum.

JUDEN FÜR DEUTSCHLAND ODER SENDEZEIT FÜR JUDEN?

Teil der Sendung sind »Fragen an einen Juden«, die der Gastgeber im Vorhinein sammelt und gemeinsam mit den Eingeladenen beantwortet. Die Sendung richtet sich in erster Linie an nicht-jüdische Deutsche. Also wieder nur Juden für Deutschland? Es ist jedenfalls symptomatisch, dass es eine solche Show im öffentlich-rechtlichen Fernsehen braucht, um Repräsentation und jüdische Sichtbarkeit herzustellen. Eine explizit jüdische Talkshow, die ich mit großem Vergnügen gesehen habe und die die mediale Aufmerksamkeit bekommt, die sie mit Sicherheit verdient hat. Und dennoch zeugt sie von einem Begehren, das es so wohl nur in Deutschland gibt. Dem Begehren, Judentum wiederherzustellen, zu normalisieren, anzugucken und wenn möglich sogar anzufassen. Dieses Begehren existiert nur, weil Deutschland die spezifische jüdische Normalität, die einmal herrschte, erfolgreich ausmerzte.

Natürlich gibt es Judentum in Deutschland und für jüdische Menschen ist vieles normal. Doch die Rolle des Jüdischen in der deutschen Gesellschaft und damit auch in der deutschen Medienlandschaft ist alles andere als normal. In beinahe jeder US-amerikanischen Fernsehserie wird irgendwann nebenbei Chanukka gefeiert. Das ist im deutschen Fernsehen undenkbar. Vor allem, dass es nebenbei geschieht, ist undenkbar. Darauf weist auch Mirna Funk hin, die ebenfalls in der Show zu Gast ist. Und genau deshalb sage ich, eine explizit jüdische Talkshow ist symptomatisch für Deutschland, weil Normalität eben nicht einfach herrscht, sondern hergestellt werden muss.

Hätte man sie deswegen nicht produzieren sollen? Natürlich nicht. Denn man befindet sich in diesen spezifischen Verhältnissen und muss mit ihnen umgehen. Und am Ende ist es wohltuend, Jüdinnen und Juden im Gespräch zu sehen, statt immer zu sehen, wie in Deutschland über sie gesprochen wird. Es ist wohltuend, Jüdinnen und Juden über andere Themen als Antisemitismus, Shoa und Israel sprechen zu sehen. Jüdische Normalität zu sehen, wenn auch nur für fünfundzwanzig Minuten in der Mediathek.

»eine explizit jüdische Talkshow ist symptomatisch für Deutschland«

Naomi Roth

Besuch des Jüdischen Friedhofs Währing in Wien

Nähert man sich dem Areal des Jüdischen Friedhofs Währing in Wien erkennt man zunächst nichts. Eine hohe Mauer, die zusätzlich durch Stacheldraht und Glasscherben geschützt wird, umgibt das gesamte Gelände und versperrt den Blick auf die Gräber im Inneren. Nur zahlreiche Kronen Jahrhunderte alter Bäume sind von außen erkennbar. Der Friedhof ist seit 1999 normalerweise nicht mehr begehbar, nur einmal im Monat öffnet der 2017 gegründete Verein »Rettet den Jüdischen Friedhof Währing« das Eingangstor und bietet Führungen an, die es erlauben, den Ort zu betreten und kennenzulernen. Begründet liegt diese Regelung im momentan noch vorherrschenden schlechten Erhaltungszustand des Friedhofs durch Nationalsozialismus, Vandalismus, Vernachlässigung und Witterung und ungeklärte Haftungsfragen. Morsche Baumbestände, unpassierbare Wege, nicht befestigte Grabsteine und offenstehende Gruftanlagen stellen ein Sicherheits- und Verletzungsrisiko für alle Besucherinnen und Besucher dar.

Entscheidet man sich jedoch dazu, die Begräbnisstätte im Rahmen einer Führung zu erkunden, erfährt man eine Menge über die Geschichte des Ortes und jüdisches Leben in Wien im 19. Jahrhundert: Eröffnet wurde der im Nordwesten Wiens gelegene Friedhof im Jahr 1784, nachdem von Kaiser Joseph II. (1741–1790) beschlossen worden war, dass alle Friedhöfe im dicht besiedelten Stadtgebet aus hygienischen Gründen geschlossen werden sollten. Das betraf auch den bereits existierenden jüdischen Friedhof, weshalb die jüdische Gemeinde zunächst eine zwei Hektar große Fläche erwarb, die durch eine Mauer vom neu angelegten Allgemeinen Währinger Friedhof abgetrennt war. Von diesem Zeitpunkt an stellte dieses Gelände die Hauptbegräbnisstätte der Israelitischen Kultusgemeinde Wiens dar.

Im Laufe der Jahre wurde der Friedhof dreimal räumlich erweitert, um schließlich auf 22.800 Quadratmetern Platz für über 10.000 Grabsteine und insgesamt circa 30.000 bestattete Personen zu schaffen. Mit der Eröffnung des Wiener Zentralfriedhofes im Jahr 1874 und der Fertigstellung der dortigen jüdischen Abteilung 1879 verlor der Währinger Friedhof an Bedeutung und wurde schließlich in den 1880er Jahren geschlossen. Die letzte Bestattung fand hier 1911 in einem bereits existierenden Familiengrab statt. Nach dem sogenannten »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 wurde schrittweise deutlich, dass das Areal und die Gräber in ihrer Existenz bedroht waren. Im Jahr 1941 gelang es dem Ältestenrat zwar noch, die Umbettung von 120 Leichen bedeutender jüdischer Persönlichkeiten auf den Wiener Zentralfriedhof umzusetzen, danach jedoch wurden mehr als 2000 Gräber von den Nationalsozialisten zerstört, als diese auf dem Gelände einen schließlich nie fertiggestellten Luftschutzbunker errichten wollten. Immerhin gelang es Mitgliedern der jüdischen Gemeinde noch, aus dem Aushub zahlreiche Gebeine zu retten und diese ebenfalls auf dem Zentralfriedhof zu bestatten. Darüber hinaus wurden 1942 350 Leichen exhumiert und ins Naturhistorische Museum Wien überführt, da vermeintliche Forscher ihre Theorien zur Rassenlehre an den exhumierten jüdischen Körpern beweisen wollten. Im gleichen Jahr wurde die jüdische Gemeinde schließlich gezwungen, das Gelände an die Gemeinde Wien zu verkaufen.

Zwar erhielt die Israelitische Kultusgemeinde das Gelände nach dem Zweiten Weltkrieg zurück, jedoch ohne den Teil, der für den Luftschutzbunker vorgesehen gewesen war. Hier errichtete die Stadt Wien Ende der 1950er Jahre aufgrund von Wohnungsknappheit einen mehrge-

einer von nur zwei erhaltenen Biedermeier-Friedhöfen

schossigen Wohnblock. Da sich die Kultusgemeinde den Erhalt und die Pflege des Friedhofs jedoch nicht leisten konnte und es entweder keine überlebenden Nachkommen mehr gab oder diese Wien verlassen hatten, setzte der Verfall des Geländes ein, der bis in die 2000er Jahre fortdauern sollte und heute noch an nahezu allen Ecken sichtbar wird. Immer noch gibt es Bereiche, die so überwuchert sind, dass sie nicht zugänglich sind, beziehungsweise Bereiche, in denen beschädigte und verwitterte Grabsteine kreuz und quer durcheinanderliegen.

In der österreichischen Politik wurde jahrelang auf Bundes- und Landesebene darüber diskutiert, wer die auf 14 Millionen Euro geschätzten Kosten für eine Instandsetzung tragen und wie eine dauerhafte Pflege des Areals gewährleistet werden solle. Auch wird bis heute ohne absehbares Ergebnis über die Zukunft des Ortes verhandelt, wobei Überlegungen zu einer permanenten öffentlichen Zugänglichkeit oder auch die Einrichtung eines Museums im Raum stehen. Mittlerweile hat zumindest das Stadtgartenamt die größten Schäden beseitigt, und durch die Unterstützung des Bundesheeres und zahlreicher Freiwilliger, sowie die Arbeit des Vereins zur Rettung des Friedhofs, der momentan jährlich 200.000 Euro für seine Arbeit erhält, kann der jetzige Zustand aufrechterhalten und weitere Schritte auf dem Weg zur vollständigen Sanierung und Restaurierung können unternommen werden.

Beim Besuch des Friedhofs wird schnell deutlich, dass dieser im Stil des Biedermeier gehalten ist, und noch heute wird an vielen Stellen die damals ausgeprägte religiöse Liberalität der jüdischen Gemeinde Wiens sichtbar. So finden sich beispielsweise neben vielen Grabsteinen mit hebräischen Inschriften auch zahlreiche mit deutschen Ausführungen. Begraben wurden auf dem Friedhof Menschen aus allen sozialen Schichten,

darunter aber auch Berühmtheiten wie die Salonière Fanny von Arnstein (1758–1818), Tochter des königlich preußischen Hoffaktors Daniel Itzig (1723–1799), und Jonas Freiherr von Königswarter (1807–1871), Bankier und Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wiens. Seine Familiengruft sowie weitere Grabstätten der wohlhabendsten und angesehensten Familien sind vor allem entlang der Friedhofsmauer angeordnet. Besonders sehenswert ist außerdem die sephardische Abteilung mit ihren Grabhäuschen und aus dem Osmanischen Reich stammenden Ornamenten zur Verzierung der Grabsteine. Auch die Reihe der Priestergräber ist interessant, gleichzeitig finden sich aber auch besondere Bereiche wie Kindergräber oder Felder für Mütter, die im Kindbett verstorben sind.

Neben dem christlichen Sankt Marxer Friedhof ist der Jüdische Friedhof Währing der einzige erhaltene Friedhof Wiens im Stil des Biedermeier. Es bleibt aufgrund seiner Geschichte und seiner beeindruckenden Gestaltung nur zu hoffen, dass schnell eine langfristige Lösung gefunden wird, um diesen wichtigen Ort dauerhaft zu erhalten und zu schützen und ihn wieder der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Zeichen deuten jedenfalls in eine positive Richtung.

Text und Bilder:
Christina Schröder

13. Dezember 1941 – Deportationen von Jüdinnen und Juden aus Bielefeld und Umgebung nach Riga

Seit Juli 1941 verfolgten die Nationalsozialisten das Ziel der »Endlösung der Judenfrage«. In diesem Zusammengang fand am 13. Dezember 1941 die erste Deportation von 422 Jüdinnen und Juden aus Bielefeld und Umgebung ins Ghetto von Riga in Lettland statt.

Die Betroffenen waren wenige Tage zuvor über ihre anstehende »Umsiedelung« informiert worden und mussten sich teilweise bereits ab dem 10. Dezember mit ihrem auf 100 Pfund begrenzten Gepäck in der Gaststätte »Kyffhäuser« einfinden. Am 13. Dezember, einem Samstag, wurden sie von dieser Sammelstelle mit Bussen zum Bielefelder Hauptbahnhof gebracht, wo der Zug nach Riga abfahren sollte. Als der Zug den Bahnhof gegen 15 Uhr erreichte, befanden sich in ihm bereits Jüdinnen und Juden, die aus der Gegend um Münster und Osnabrück stammten. In Münster hatte die Gestapo ebenfalls zuvor 390 Personen jüdischer Abstammung in einem zu einem Sammellager umfunktionierten Gasthaus konzentriert. Nach Abfahrt in Münster erreichte der Zug als nächstes Osnabrück, wo 200 Menschen den Zug besteigen mussten, bevor er dann Bielefeld erreichte.

Bei dem Zug handelte es sich um einen regulären Personenzug, der nur aus Abteilen der dritten Klasse bestand und dessen Fahrt nicht im Fahrplan auftauchte. Nach Betreten der Waggons wurden diese von außen verschlossen und verplombt. Die jüdische Gemeinde Bielefeld war zuvor noch dazu verpflichtet worden, die Verladung der Gepäckstücke in den Zug zu organisieren, die bei Ankunft in Riga ihren Besitzer*innen jedoch sofort abgenommen wurden. Die Gestapo in Bielefeld hatte zuvor offenbar erfolglos versucht, die geplante Deportation geheim zu halten und auch die Tageszeitungen berichteten nicht über die Geschehnisse. Ein Großteil der Bevölkerung war jedoch dennoch informiert und stimmte den Deportationen zu.

Deportation von Juden aus Bielefeld nach Riga, 13. Dezember 1941. Bild: Yad Vashem Fotoarchiv, 1286,6

Die Zustände innerhalb der Waggons müssen katastrophal gewesen sein. So wurde im Verlauf der dreitägigen Fahrt nur zweimal Wasser geholt, einmal in Berlin und einmal in Ostpreußen. Unter den Deportierten und späteren Überlebenden war auch Inge Rosenthal, spätere Friedeman(n). Sie schilderte 1964 vor dem deutschen Konsul in Cleveland/Ohio die Ankunft in Riga mit folgenden Worten: »Schon am Bahnhof hieß es: wenn jemand glaube, den Weg zum Ghetto nicht zu Fuß zurücklegen zu können, sollte er sich melden. Einige ältere Leute taten dies auch. Sie wurden in einen Autobus verladen und in ihm vergast, wie ich später hörte. Ich weiß aber aus eigener Anschauung, daß sie nie im Ghetto ankamen.«

Insgesamt wurden am 13. Dezember 1941 1012 Juden nach Riga deportiert, darunter 74 Kinder unter zehn Jahren, die letzten 19 Juden aus Coesfeld und 88 Personen, die direkt aus Bielefeld stammten. Nur 102 von ihnen haben überlebt, darunter 28 Personen der jüdischen Gemeinde Bielefeld.

In den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft fanden insgesamt 20 Transporte nach Riga und von dort häufig weiter in die Vernichtungslager statt, die circa 20.000 Jüdinnen und Juden umfassten. Von diesen haben nur etwa 600 Personen überlebt. Aus Bielefeld wurden nach heutigem Stand bis zum 13. Februar 1945 bei weiteren acht Deportationen insgesamt 1604 Menschen an verschiedene Orte im Osten, darunter Warschau, Theresienstadt und Auschwitz, deportiert. Heute befindet sich auf dem Bahnhofsvorplatz ein Mahnmal, das an die Bielefelder Deportationen erinnert.

Christina Schröder

Ernst Gottfried Lowenthal (1904–1994) Der Biograph des Judentums

Der am 28. Dezember 1904 in Köln geborene jüdische Historiker Ernst Gottfried Lowenthal avancierte als »Biograph des Judentums« zu einer wegweisenden Persönlichkeit deutsch-jüdischer Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts.

In seiner Geburtsstadt Köln studierte Lowenthal Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. 1927 promovierte er zum Nationalökonom Dr. rer. pol., arbeitete in verschiedenen Tätigkeiten der praktischen Wirtschaft und übernahm gleichzeitig kulturelle und publizistische Aufgaben. 1929 wurde er Fachreferent im »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« und arbeitete als stellvertretender Chefredakteur der Centralvereins-Zeitung, der meistgelesenen Zeitung Deutscher jüdischen Glaubens zur damaligen Zeit. Daneben widmete er sich als Redakteur der »Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland« seinem Interessensgebiet, der jüdischen Geschichte.

Ab 1933 arbeitete er in der »Reichsvertretung der deutschen Juden«, einer der Vorgängerorganisationen des heutigen Zentralrates der Juden in Deutschland, unter Leo Baeck als Präsident. Dort war er dafür zuständig, Hilfeleistungen in Notsituationen und bei der Ausreise von Juden und Jüdinnen zu koordinieren. Mit Leo Baeck verband ihn viele Jahre ein freundschaftliches Verhältnis. Im April 1939 gelang Lowenthal selbst die Flucht nach London. Neben seinem wissenschaftlichen Interesse für jüdische Geschichte fand er hier sein zweites Betätigungsfeld, das aufgrund seiner eigenen Emigration auch sein eigenes Sendungsbewusstsein reflektierte: Er engagierte sich in der Sozialarbeit und begründete eine Flüchtlingsorganisation, die den jüdischen Geflüchteten bei der Ankunft im fremden Land helfen sollte.

Dieses Sendungsbewusstsein war es auch, das ihn 1946 – inzwischen englischer Staatsbürger – zur Rückkehr nach Deutschland veranlasste und ausschlaggebend dafür war, sich für die Sicherung jüdischen Kulturgutes einzusetzen. Zusammen mit Hannah Arendt (1906–1975) und dem Religionshistoriker Gershom Scholem (1897–1987) leitete er die jüdische Treuhandorganisation »Jewish Cultural Reconstruction«. Die in New York gegründete »Jewish Cultural Reconstruction« nahm 1947 als führende jüdische Interessenvertretung ihre Arbeit in Bezug auf kulturelle Rückerstattung und Entschädigungsforderungen auf. Ihre zentrale Aufgabe bestand darin, das geplünderte und verwaiste Kulturgut aufzuspüren und bis 1952 für das weltweite jüdische Kollektiv als Besitznachfolger nach Israel und in die USA zu überführen.

Ernst Lowenthal (rechts) mit Leo Baeck (links) während Baecks Besuch in Deutschland, September/ Oktober 1948. Bild: USHMM, courtesy of Norbert Wollheim, photograph number: 41209

Ein großes Verdienst wurde auch Lowenthals Engagement für den Wiederaufbau jüdischen Kulturlebens in der frühen Bundesrepublik. Gemeinsam mit dem »Pionier jüdischer Sozialarbeit« Harry Maòr (1914–1982) prägte er nach dem Zweiten Weltkrieg maßgebend die jüdische Sozialarbeit und war von 1956 an fast zehn Jahre leitender Redakteur der Zeitschrift »Jüdische Sozialarbeit«, die von der Zentralwohlfahrtstelle der Juden in Deutschland herausgegeben wurde. 1969 verlagerte er schließlich seinen Lebensmittelpunkt wieder nach Deutschland, nach Berlin.

Als geschätzter Wissenschaftler gehörte er seit der Gründung des »Leo Baeck Instituts« 1955 zu dessen Vorstandsmitgliedern. Sein Interesse an jüdischer Geschichte betrieb er viele Jahre publizistisch, veröffentliche Aufsätze und Monographien und verband dies stets mit der Verpflichtung, jüdische Historiographie nicht allein auf Verfolgtenschicksal und Opferrolle während des Dritten Reiches zu reduzieren.

Anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Dr. Leopold-Lucas-Preis 1986, einem Preis, der jährlich im Namen der Universität Tübingen vergeben wird, lobte sein Laudator, Dietrich Rössler, Lowenthals wissenschaftliche Überzeugung, die jüdische Geschichte als Alltagsgeschichte, als Geschichte der Menschen und aus

der Perspektive friedlicher Koexistenz zu betrachten: »Sein Interesse gilt den Zeiten und den Produktionen relativer Koexistenz. […] Dieses wissenschaftliche Programm fragt inmitten der Geschichte, in der sich Antisemitismus zur Vernichtungsideologie steigerte, nach dem, was die jüdische Sozialgeschichte und die jüdische Kultur im einzelnen ausgemacht hat und was deshalb wert ist, als Erinnerung wachgehalten zu werden.«

In einem bemerkenswerten Vortrag zur jüdischen Historiographie anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Lucas-Preis plädierte Lowenthal auch selbst dafür, was wachgehalten werden solle. Untersuchungen zur jüdischen Geschichte sollten zukünftig vor allem die prägende Epoche der Jahre zwischen 1880 bis 1930 in den Fokus stellen, damit kein eindimensionales Bild vom Judentum entstehe und diese »historische Lücke« gefüllt werden könne: »Wenn man bei der Darstellung der Geschichte der Juden in Deutschland vor 1933 die Jahre von 1880 bis 1930 ausspart – um einen Zeitraum von 50 Jahren zu nehmen, in dem das Leben der Juden verhältnismäßig normal verlief –, so bedeutet das, dass gerade der Höhepunkt der emanzipatorischen Entwicklung übergangen wird, in dem die Juden in Deutschland nach und nach von Objekten zu Subjekten der Geschichte wurden, d.h. von passiv Duldenden zu aktiv Handelnden.«

Ernst Gottfried Lowenthal verbrachte seine letzten Lebensjahre in Berlin und widmete sich dabei vor allem dem Sammeln von Dokumenten und Biografien zur Erinnerung und Wahrung jüdischer Kultur in Deutschland, was ihm auch die Zuschreibung »Gentleman der Form und Feder« einbrachte. 1989 vermachte er seine umfangreiche Privatsammlung zur deutsch-jüdischen Geschichte von 1850 bis 1945 der Staatsbibliothek zu Berlin. Er verstarb am 7. August 1994 in Berlin.

Sebastian Braun

Literaturtipp:

Ernst Gottfried Lowenthal: Die historische Lücke. Betrachtungen zur neueren deutsch-jüdischen Historiographie, Tübingen 1987.

Ein Portrait von Harry Maòr findet sich in Schalom – Zeitschrift des Jüdischen Museums Westfalen Nr. 82, Juni 2018.

Neue Bücher

Aus der LiteraturHandlung

PER LEO

Tränen der Trauer. Nach der Erinnerungskultur.

272 S., 20.– €,
Klett-Cotta, Stuttgart

Auf unsere Erinnerungskultur sind viele Deutsche stolz. Tatsächlich aber diente sie oft nur der eigenen Entlastung. Und sie hat unser Geschichtsbewusstsein verengt. Per Leo weitet es wieder, indem er den Blick öffnet: in die USA und zur DDR, nach Israel und Polen, zurück in eine unaufgeräumte Vergangenheit, nach vorne in ein unvollkommenes Einwanderungsland.

»Leo hinterfragt die deutsche Erinnerungskultur wie keiner vor ihm. Ich habe seit Jahren kein so intensives, dringliches und brillant geschriebenes Buch mehr gelesen.« Peer Teuwsen, NZZ am Sonntag, 26.09.2021

LESSIE SACHS

Das launische Gehirn. Lyrik und Kurzprosa.

320 S., 20.– €, Aviva, Berlin

Mal voller Humor und Selbstironie, mal nachdenklich und melancholisch: Die Gedichte der 1896 in Breslau geborenen deutsch-jüdischen Schriftstellerin Lessie Sachs sind heute zu Unrecht nahezu in Vergessenheit geraten.

Ab 1930 veröffentlichte Lessie Sachs Gedichte und Kurzprosa in renommierten Zeitungen wie der Vossischen, dem Neuen Wiener Tagblatt und dem Simplicissimus. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten zerstörte ihre Hoffnungen auf eine Karriere als Schriftstellerin in Deutschland. 1937 konnte sie mit ihrem Mann, dem schlesischen Pianisten und Komponisten Josef Wagner, und der gemeinsamen Tochter nach Amerika emigrieren. 1944, zwei Jahre nach ihrem Tod, erschien in den USA die Sammlung »Tag- und Nachtgedichte« mit einem Vorwort von Heinrich Mann.

Neben Reflexionen ihres politischen Engagements während der Revolution 1918/19, Erfahrungen aus der nachfolgenden Zeit im Gefängnis und ihrem Erleben des Exils sind es vor allem scharfsichtige Alltagsbeobachtungen, die Lessie Sachs bestechend elegant und pointiert zu Gedichten und Kurzprosa verarbeitet.

MICHAEL WOLFFSOHN

Wir waren Glückskinder. Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte.

231 S., 14,95 €, dtv, München

Einmal Tel Aviv und zurück: die Geschichte einer Emigration

Thea Saalheimer war 17, als sie Anfang 1939 vor dem Naziterror nach Tel Aviv floh, wo sie sich in Max Wolffsohn verliebte. 15 Jahre später kehrten die beiden mit ihrem damals siebenjährigen Sohn, dem heutigen Historiker und Nahostexperten Michael Wolffsohn, nach Deutschland zurück. Wie erlebten Thea und ihre Familie den Nationalsozialismus und die Emigration – in ein Land, das ihnen in jeder Hinsicht fremd war? Wieso zogen sie ins Land der Täter zurück?

Die Geschichte seiner Mutter und die seiner Kindheit erzählt Michael Wolffsohn in dieser Jugendbuchversion seiner ›Deutschjüdischen Glückskinder‹ unterhaltsam, voller erzählerischer Kraft und mit vielen Fakten über den Nationalsozialismus und die Geschichte der Juden.

LUDWIG LUGMEIER

Die Leben des Käptn Bilbo. Faktenroman.

256 S., 24.– €, Verbrecher Verlag, Berlin

Jack Bilbo, mit bürgerlichem Namen Hugo Cyrill Kulp Baruch, kam 1907 am Berliner Kurfürstendamm zur Welt. Obwohl er einer großbürgerlichen Familie entstammte – sein Großvater Hugo Baruch hatte eine der seinerzeit bedeutendsten Theaterausstattungsfirmen gegründet –, nahm sein Leben einen unkonventionellen wie abenteuerlichen Verlauf. Durch Kriege und Verfolgung von einem Land ins andere geworfen, schlug sich Jack Bilbo mit wechselnden Identitäten und fiktiven Rollen durch die dunklen Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts. Berühmt aber ist er geworden als gefeierter Schriftsteller, provokativer Maler, Galerist und legendärer Kneipier. In dem Faktenroman »Die Leben des Käpt'n Bilbo« setzt sich Ludwig Lugmeier auf dessen Spur und verfolgt die Verwandlungen des Berliner Juden, der als Autor und Maler berühmt werden sollte und dessen Todestag sich am 19. Dezember 2017 zum 50. Mal jährte.

Kinderseite

»Schild Bochum Fußball-Meister!«

So hieß es in einer jüdischen Zeitung am 30. Juni 1938. Tags zuvor hatte die Mannschaft des Schild Bochum gegen Schild Stuttgart mit 4:1 gewonnen. Keiner hatte damit gerechnet, denn die Stuttgarter Mannschaft galt als Favorit. Kapitän der Mannschaft war Erich Gottschalk, der selbst in einer Nachbarstadt geboren und seit seiner Kindheit begeisterter Fußballer war.

Die Mannschaft von Hakoah Bochum circa 1925, Erich Gottschalk ist der zweite von rechts (stehend). Bild: Nachlass Erich Gottschalk.

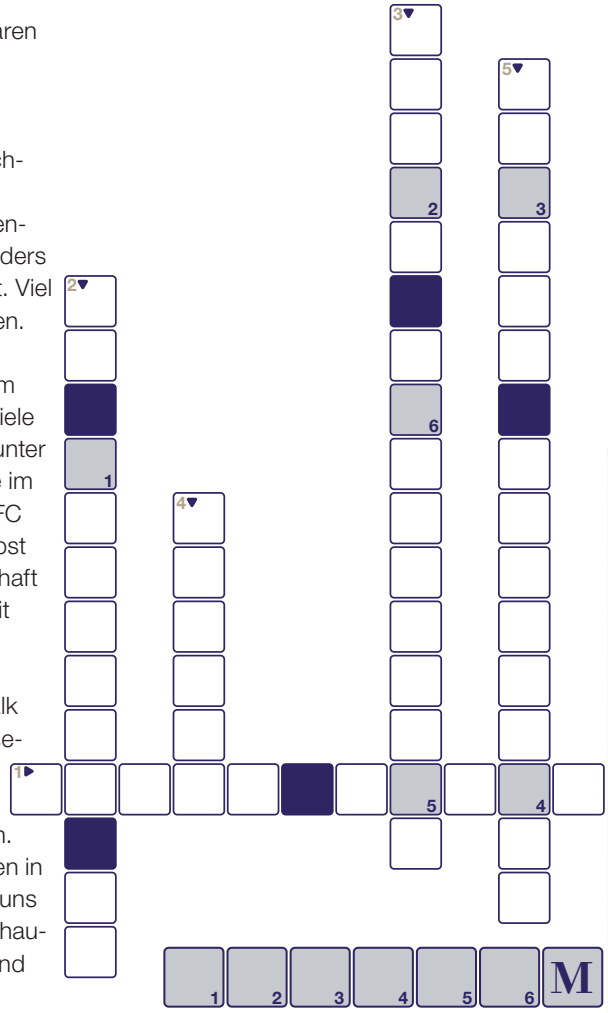
Schild Bochum war die letzte Mannschaft, die die jüdische Fußball-Liga gewann. Danach durften Juden im nationalsozialistischen Deutschland nicht mehr Fußball spielen. Zuvor waren sie schon aus den anderen Sportvereinen ausgeschlossen worden.

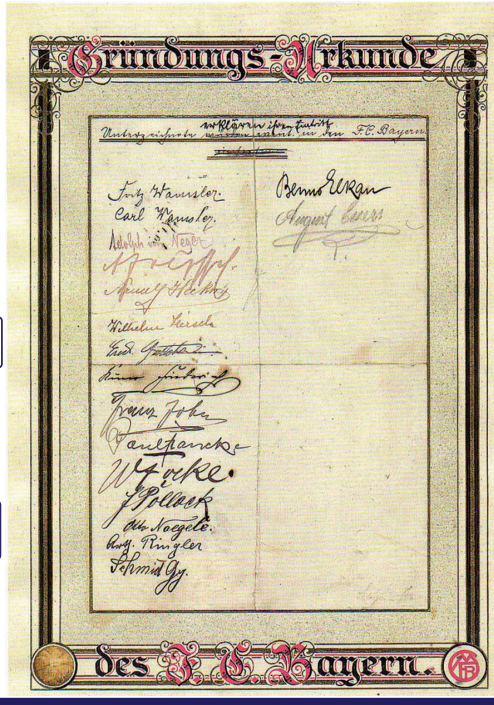
Dabei wurde im Jahr 1938 in Deutschland noch gar nicht so lange Fußball gespielt. Zunächst mochten viele Menschen den Fußball auch nicht besonders gerne. Er galt als kein schöner Sport. Viel beliebter war zum Beispiel das Turnen.

Aber bald war ganz Deutschland vom Fußballfieber gepackt. Und es gab viele jüdische Förderer des Fußballs. Darunter war auch Paul Eichengrün. Er wurde im Juli 1932 zum 2. Vorsitzenden vom FC Schalke 04 gewählt. Eichengrün selbst war Spieler in der Altherren-Mannschaft von Schalke. Seine Wahl nahm er mit den Worten »Alles für Schalke« an.

Paul Eichengrün und Erich Gottschalk könnt ihr in der Ausstellung des Museums genauer kennen lernen. Beide engagierten sich aktiv oder als Förderer für den Fußball in Westfalen. Aber die Suche nach Fußballpionieren in der Ausstellung des Museums lässt uns noch jemanden entdecken: den Bildhauer Benno Elkan. Er wurde in Dortmund geboren und war wie seine ganze Familie sportbegeistert. Während seines Studiums in München war er Mitbegründer des FC Bayern und unterschrieb die Gründungsurkunde (Foto).

Wenn ihr gut aufgepasst habt, könnt ihr jetzt das Rätsel lösen. Schickt uns das Lösungswort an:
lernen@jmw-dorsten.de
und gewinnt 5 Eintritte ins Museum für Euch und Eure Familie oder Freunde und Freundinnen.





Gründungsurkunde des FC Bayern vom 27.2.1900 mit der Unterschrift Benno Elkans. Bild: www.radioarabella.de

1. Wie heißt der Unterzeichner der Gründungsurkunde vom FC Bayern?
2. Bei welchem Verein war Paul Eichengrün Vorsitzender?
3. Wie hieß der Kapitän von Schild Bochum?
4. Welcher Sport war lange beliebter als Fußball?
5. Welche Mannschaft verlor das Meisterschaftsspiel 1938?